

# Zeit & Schrift

2 • 2026



*Die Reise der  
Ablehnung*

*Rechte Christen*

## Editorial

- 3** **Mathematik zum Nachdenken**  
*Horst von der Heyden*

## Bibelstudium

- 4** **Gesetz und Gnade (4)**  
*Horst von der Heyden*

## Bibel im Alltag

- 12** **Die Reise der Ablehnung (1)**  
*Charles Brabec*

## Aktuelles

- 20** **Rechte Christen – geschmäht, verhöhnt und missverstanden?**  
*Stefan Hohage*
- 30** **Wehrdienst kehrt zurück – Kriegsdienst ist denkbar**  
*Hartmut Kretzer · Mathias Lippa*

## Vor-Gelesen

- 33** **Larry Osborne: Erfolgreich überleben in Babylon**  
**Alistair Begg: Zeitenwende**  
*Jochen Klein*
- 34** **Jan Philip Svetlik: Modernes Pharisäertum**  
**Larry Osborne: Der Pharisäer in deinem Spiegel**  
*Jochen Klein*
- 35** **Berthold Meier u. a. (Hrsg.): Gottes Weg zur Erlösung**  
*Jochen Klein*

## Die Rückseite

- 36** **Jesus Christus, unser Blitzableiter**  
*Johannes Böhm*

## Zeit & Schrift

29. Jahrgang 2026

### Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden (Burbach)  
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider (Gießen)  
E-Mail: schneid9@web.de

### Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift  
Horst von der Heyden  
Thüringer Straße 14  
57299 Burbach  
E-Mail: mail@zs-online.de  
Tel. 02736 6021

### Digitale Fassung:

www.zs-online.de  
(kostenloser Download)

### Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden  
Sparkasse Burbach-Neunkirchen  
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59  
BIC: WELADED1BUB

### Layout:

Wolfgang Schuppener (Vorlage)  
Michael Schneider

### Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com,  
gemini.google.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 10 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

# Mathematik zum Nachdenken

Wer an Mathe denkt, denkt irgendwann auch an Formeln, die das Berechnen von Werten leichter machen sollen. Während sich relativ einfache Formeln wie die zur Berechnung des Kreisumfangs noch gut merken lassen, ist das z. B. bei der, mit der man die Entwicklung der Bevölkerungszahl berechnen kann, schon etwas schwieriger.

Dabei braucht die entsprechende Grundformel<sup>1</sup>  $N(t) = N_0 \cdot (f : 2,1)^t$  nur fünf Faktoren:

- gesuchte Bevölkerungsgröße:  $N(t)$
- Anzahl der Generationen:  $t$
- aktuelle Bevölkerungszahl:  $N_0$
- Geburtenrate:  $f$
- Erhaltungswert:<sup>2</sup> 2,1

Mithilfe eines Taschenrechners (oder besser noch einer Excel-Tabelle) kommt man ganz schnell zu eindrucksvollen Ergebnissen. Grundlage ist die aktuelle Bevölkerungszahl Deutschlands von ca. 83,5 Millionen Einwohnern. Diese Zahl setzt sich zusammen aus 60 Millionen Deutschen (rein deutsche Staatsbürgerschaft, Geburtenrate  $f = 1,23^3$ ) und 23,5 Millionen ausländischen Mitbürgern (Menschen mit Migrationshintergrund, Geburtenrate  $f = 1,84^4$ ).

Setzt man die Werte in obige Formel ein, so erkennt man unschwer, dass der Anteil der »rein Deutschen« nach einer Generation schon halbiert und nach einer zweiten auf ein Drittel des heutigen Bestands (auf 20,6 Millionen) geschrumpft ist. Die Zahl der in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund sinkt ebenfalls, allerdings weniger schnell: Nach der ersten Generation sind es noch 20,6 Millionen und nach der zweiten 18 Millionen.

Man ahnt, welches Ergebnis herauskommt, wenn man die dritte Generation berechnen lässt: Von der ersten Gruppe verbleiben dann noch 12,1 Millionen, von der zweiten 15,8 Millionen. Armes Deutschland!

Zugegeben, die Berechnung erfolgt nach einem sehr vereinfachten Modell. In der Demographie werden selbstverständlich noch weitere Faktoren berücksichtigt wie z. B. Lebenserwartung und Sterb-

lichkeit, Herkunft und Religionszugehörigkeit. Aber der Trend ist eindeutig und – wenn wir so weitermachen und die Geburtenrate nicht nach oben korrigieren – unumkehrbar!

Wenn man die Google-KI nach den Gründen fragt,<sup>5</sup> die zu dem miserablen  $f$ -Wert von 1,23 geführt haben, erhält man fünf »Hauptgründe«:

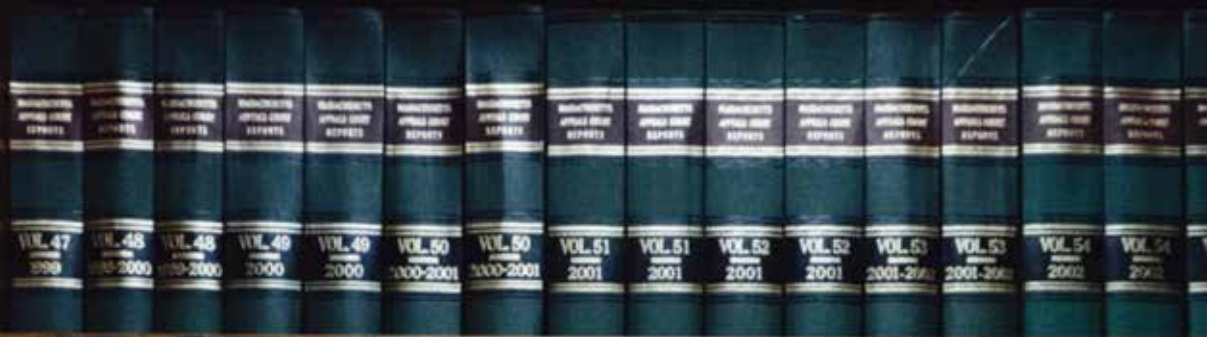
1. demographischer Effekt
2. Wohnungsnot und Lebenshaltungskosten
3. fehlende Betreuungsinfrastruktur
4. veränderte Lebensentwürfe
5. später Familienstart

Analysiert man die jeweils mitgelieferten Erklärungen, dann kristallisiert sich der vierte als der eigentliche Grund heraus. Hinter ihm verbirgt sich nämlich »gesellschaftlicher Wandel« oder konkret: »Selbstverwirklichung, Karriere, Reisen und unabhängiger Lebensstil«.

Ich glaube, die KI hat recht. Man könnte auch sagen: Der Hauptgrund liegt in der Missachtung des allerersten Gebots, das Gott dem Menschen gab: »*Seid fruchtbar und mehrt euch!*« (1Mo 1,28)

*Horst von der Heyden*

- 1 Effekte wie Zu- und Abwanderung bleiben dabei außen vor.
- 2 Wert, bei dem eine Bevölkerungszahl stabil bleibt.
- 3 Laut Statistischem Bundesamt für 2024.
- 4 Darin eingeschlossen sind die 5,5 Millionen muslimischen Migranten, deren  $f$  in der ersten Generation noch zwischen 2,1 und 2,4 liegt und sich mit steigender Aufenthaltsdauer dem Durchschnittswert anpasst.
- 5 »Geburtenrate nur noch 1,23 – warum?«



# Gesetz und Gnade (4)



**Rabbi Jehuda ha-Nasi lehrte:**

»Welcher Weg ist der rechte, den der Mensch soll wählen? Jeder (Weg), der ihn zu Tugend und Ehre führt und beiträgt zur Ehre (Gottes) durch Menschen.

Nimm das kleine Gebot so ernst wie das große; du weißt ja nicht, welchen Lohn die Gebotserfüllung dir bringt!

Drum wäg ab Verlust und Gewinn der Erfüllung, wie auch Verlust und Gewinn der Übertretung!

Merke auf der Dinge drei, dann fällst du nicht in Sünde. Bedenke, was über dir ist: ein sehendes Auge, ein lauschendes Ohr und der Eintrag all deiner Taten im Buche.«<sup>1</sup>

**Was folgt?**

**W**as folgt aus dem, was wir bisher über die Tora gesagt haben? Welche Bedeutung haben die alttestamentlichen Gebote für die neutestamentliche Gemeinde, welche Relevanz hat das mosaische Gesetz für Christus-Gläubige? Hat es für Nicht-Juden überhaupt eine Funktion oder ist das Gesetz für uns passé?

Bevor wir uns diesen Fragen zuwenden, werfen wir kurz einen Blick auf die Konnotation des Begriffs: Mit dem Begriff *Gesetz* sind je nach Situation und Standpunkt ganz unterschiedliche, ja zum Teil widersprüchliche Assoziationen verbunden.

- Die einen verbinden mit ihm Empfindungen wie Sicherheit und

Gerechtigkeit, Zuverlässigkeit und Fairness – für sie ist der Begriff positiv konnotiert, steht er doch für Schutz und Ordnung.

- Andere denken dabei eher an Zwang und Kontrolle, den Verlust individueller Freiheiten – für sie erscheint der Begriff deshalb negativ, weil autoritär und einschränkend.

- Bei einer dritten, weniger persönlichen, aber durchaus ebenfalls negativen Assoziation steht *Gesetz* für bürokratische Schwerfälligkeit, für mangelnde Flexibilität und Weltfremdheit.

- Weder positiv noch negativ wird der Begriff im Rahmen naturwissenschaftlicher Kommunikation verwendet: Da steht er für etwas absolut Gültiges und deshalb nicht Verhandelbares.

Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass zumindest eine dieser Assoziationen mitschwingt, wenn wir in der Bibel vom Gesetz lesen und über seine Bedeutung nachdenken.

Hinzu kommt als weiteres Phänomen, dass der in der Bibel verwendete Begriff *Gesetz* eigentlich eine Verengung der ursprünglichen Bedeutung des entsprechenden hebräischen Begriffs darstellt. Wie oben schon angedeutet, meint der alttestamentliche Begriff *Tora* zunächst »Lehre«, »Weisung«, dann aber auch »Gesetz«. In der Septuaginta wurde der hebräische Begriff *tora* durchgehend mit dem griechischen Wort *nomos* übersetzt, das ins Deutsche übertragen eben »Gesetz« bedeutet – mit all den Konnotationen, die dabei eine Rolle spielen. Die ursprünglichen Aspekte »Lehre« und »Weisung« sind dabei allerdings weitgehend verloren gegangen.



<sup>1</sup> *Sprüche der Väter. Das Weisheitsbuch im Talmud*, Ditzingen (Reclam) 2020, S. 13.



## Was gilt?

Wenn wir nun über die Gültigkeit der Tora bzw. des Gesetzes nachdenken, ist es jedenfalls sinnvoll, die Bibel selbst einmal dahingehend zu befragen, was sie über deren »Haltbarkeit« bzw. »Ablaufdatum« zu sagen hat.

Der Verfasser des 119. Psalms ist vom Gesetz nicht nur begeistert – was er ja sozusagen in jedem seiner 176 Verse andeutet –, er stellt auch ausdrücklich fest: »Von alters her habe ich aus deinen Zeugnissen gewusst, dass du sie gegründet hast auf ewig« (V. 152), und etwas später: »Der ganze Inhalt deines Wortes ist Wahrheit, und ewig gilt jede Verordnung deiner Gerechtigkeit« (V. 160; MENGE). Nun könnte man diese Einschätzung vielleicht noch als die eines alttestamentlich Gläubigen abtun, der vom Gesetz so begeistert ist, dass er meint, es müsste eigentlich für ewig gelten. Berücksichtigt man allerdings, dass Jahwe selbst schon in der »Frühphase« der Tora sagt: »Ihr sollt dieses Wort als eine Satzung für dich und deine Kinder halten bis in Ewigkeit« (2Mo 12,24), dann beantwortet das eigentlich die Frage, ob die Tora wirklich irgendwann ihre Gültigkeit verliert.

Das wird übrigens auch von Jesus Christus an mehreren Stellen in den Evangelien bekräftigt. Wenn er z. B. im Rahmen der Bergpredigt sagt: »Denkt nicht, dass ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Strichlein von dem Gesetz vergehen, bis alles geschehen ist«, dann ist das jeden-

falls ein recht eindeutiger Befund, auf den er auch anlässlich anderer Begebenheiten sehr deutlich und unmissverständlich hinweist.<sup>2</sup>

Ein Befund, den dann auch Paulus mit großem Nachdruck bestätigt – auch wenn man in seinen Briefen durchaus anderslautende Aussagen lesen kann. Aber zunächst einmal stimmt auch der Apostel der Feststellung des Herrn zu, wenn er in seinem Brief an die Römer die eher rhetorische Frage stellt: »Heben wir nun das Gesetz auf durch den Glauben?«, und darauf die unzweideutige Antwort gibt: »Das sei ferne! Sondern wir bestätigen das Gesetz« (Röm 3,31). Wenige Kapitel später bescheinigt er diesen Sachverhalt noch einmal, wenn er auf die überdauernde Qualität des Gesetzes verweist: »Also ist das Gesetz heilig und das Gebot heilig und gerecht und gut« (Röm 7,12).

Dass Paulus seine Einschätzung nicht nur theoretisch verstanden wissen will, sondern sich selbst auch ganz persönlich an das Gesetz hielt, wird uns in der Apostelgeschichte bestätigt. Als ihm nämlich auf seiner dritten Missionsreise seitens der religiösen Oberschicht vorgeworfen wurde, das Gesetz und die Tempelvorschriften missachtet zu haben, erklärt er feierlich: »Aber dies bekenne ich ..., dass ... ich allem glaube, was in dem Gesetz und in den Propheten geschrieben steht« (Apg 24,14). Und als er – etwa zwei Jahre später – immer noch wegen des Vorwurfs, ein Gesetzesübertreter zu sein, in Cäsarea im Gefängnis sitzt, verantwortet er sich gegenüber dem Landpfleger Festus: »Weder gegen das Gesetz der Juden noch gegen den

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Mt 23,1–3.23; 24,35; Lk 16,17; 21,33.

Tempel ... habe ich mich versündigt« (Apg 25,8). Und ganz am Ende der Apostelgeschichte – Paulus ist inzwischen in Rom angelangt – läßt er die »Ersten« der dort lebenden Juden zu sich ein, um sich vor ihnen zu erklären. Dabei stellt er sich mit den Worten vor: »Brüder! Ich, der ich nichts gegen das Volk oder die väterlichen Gebräuche getan habe, bin gefangen aus Jerusalem in die Hände der Römer überliefert worden ...« (Apg 28,17).

### Paulus – konkret

Konkrete Beispiele für sein an der Tora orientiertes Leben finden sich sowohl in der Apostelgeschichte als auch in den Briefen des Apostels: Als er mit Priska und Aquila von Korinth nach Syrien aufbricht, läßt er sich zunächst in Kenchreä »das Haupt« scheren, »denn er hatte ein Gelübde« (Apg 18,18), womit wahrscheinlich das in 4Mo 6 erwähnte Nasiräer-Gelübde gemeint ist – ein in der Tora beschriebener und von Paulus praktizierter Vorgang, den Lukas wie völlig selbstverständlich und eher beiläufig erwähnt.

Nicht so nebenbei, sondern sehr ausführlich berichtet Lukas dagegen über einen weiteren Vorfall, der sich auf der dritten Missionsreise zutrug. Soeben in Jerusalem angekommen, wird Paulus von den dortigen Brüdern sehr freudig aufgenommen. Nachdem er ihnen berichtet hat, »was Gott unter den Nationen durch seinen Dienst getan hatte« (Apg 21,19), machen ihn die Brüder auf ein Gerücht aufmerksam, das in Jerusalem die Runde macht – und zwar unter den »Juden, die gläubig geworden waren« (V. 20). Und das waren nicht wenige: »viele

Tausende« hatten dem Evangelium von Christus geglaubt – und waren doch Juden geblieben: »alle sind sie eifrige Anhänger des (mosaischen) Gesetzes« (MENGE).

Unter diesen Juden hielt sich also hartnäckig ein Gerücht, eine üble Nachrede, die geeignet war, Paulus und seinen Dienst nachhaltig zu beschädigen: »Es ist ihnen aber über dich berichtet worden, dass du alle Juden, die unter den Nationen sind, Abfall von Mose lehrst und sagst, sie sollen die Kinder nicht beschneiden noch nach den Gebräuchen wandeln« (V. 21). Um diesem Gerücht entgegenzuwirken und die Juden vom Gegenteil zu überzeugen, schlagen die Brüder nun vor, dass Paulus sich reinigen und dabei vier Männer mitnehmen solle, die soeben ihr Gelübde beendet und nun die vorgeschriebenen Zeremonien durchzuführen haben. Das Ziel dieses Vorschlags: »alle werden erkennen, dass nichts an dem ist, was ihnen über dich berichtet worden ist, sondern dass auch du selbst in der Beachtung des Gesetzes wandelst« (V. 24).

Paulus stimmt zu: Er unterwirft sich nicht nur der vorgeschriebenen siebentägigen Reinigungszeremonie, er übernimmt auch die Kosten, die für den »Wiedereingliederungsritus« der vier Männer entstehen. Für unsere Überlegungen ist dies insofern bemerkenswert, als Paulus sich mit dieser Einwilligung an Vorschriften hält, die zu den »väterlichen Überlieferungen« gehören und über die schriftliche Tora hinausgehen. Diese schreibt zwar auch Reinigungen vor (bei Berührung einer Leiche; bei bestimmten Körperflüssigkeiten, bei Hautkrankheiten), nicht





aber im Zusammenhang mit dem Beenden des Nasiräer-Gelübdes.<sup>3</sup> Allerdings nennt sie in 3Mo 15,31 dann einen wichtigen Grundsatz: *»Und ihr sollt die Kinder Israel absondern von ihrer Unreinheit, dass sie nicht in ihrer Unreinheit sterben, indem sie meine Wohnung verunreinigen, die in ihrer Mitte ist.«* Und genau dieser Grundsatz wurde dann von den Vätern zu vielfältigen Reinigungsvorschriften »weiterverarbeitet« – und Paulus akzeptiert diese offensichtlich als auch für sich verbindlich.

### Tora und christliche Gemeinde?

Zu Recht könnte man darauf verweisen, dass sich zumindest das zuletzt genannte Geschehen im jüdischen Dunstkreis ereignete und Paulus sich daher verständlicherweise gesetzeskonform verhielt – was ja durchaus auch seiner »Missionsstrategie« entsprach, des Evangeliums willen sich der Zielgruppe anzupassen (1Kor 9,22f.). Andererseits ist in diesem Zusammenhang gerade an seinen ersten Brief an die Korinther zu erinnern, in dem er als Beleg für seine Anordnungen die Bestimmungen der Tora heranzieht: *»Rede ich dieses etwa nach Menschenweise, oder sagt nicht auch das Gesetz dieses?«* (1Kor 9,8f.; vgl. auch 14,21.34). Ganz zu schweigen von den zahlreichen Bezügen auf die nachhaltige Bedeutung des Gesetzes, die man in seinem Brief an die Römer findet (z. B. 2,13–15.23.26f.; 3,31; 7,12.16).

Zusammengefasst könnte man sagen, dass die christliche Gemeinde ihrem Verständnis nach sogar auf der Tora<sup>4</sup> steht: Sie fußt nämlich auf Christus, dem verheißenen Messias, auf den das

gesamte Alte Testament zuläuft, und der in der Fülle der Zeit gekommen ist, um – wie im AT vorausgesagt – für unsere Sünden zu sterben *»nach den Schriften«*, um begraben und am dritten Tag auferweckt zu werden *»nach den Schriften«* (1Kor 15,3f.) – ein Tatbestand, auf den der Herr ja auch selbst bei vielen Gelegenheiten hinwies (z. B. Mt 26,56; Lk 24,27; Joh 5,39).

Wenn wir in Betracht ziehen, dass der Herr sozusagen »Gleichsetzungen« vornimmt, könnte man sogar folgern, dass das Neue Testament eine Erweiterung der alttestamentlichen Tora ist: Was er nämlich anlässlich der Bergpredigt bezüglich der Tora sagt, betont er am Ende seiner irdischen Laufbahn auch für das von ihm Gesagte. Die Feststellung *»Wahrlich, ich sage euch: Bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Strichlein von dem Gesetz vergehen, bis alles geschehen ist«* (Mt 5,18) ist nicht nur weitgehend gleichlautend mit *»Der Himmel und die Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen«* (Mt 24,35) – es besagt auch inhaltlich dasselbe! Und das ist ja auch kein Wunder: Der die Tora<sup>4</sup> gab, ist derselbe, der in der Fülle der Zeit auf die Erde gekommen ist.

Das bezeugt nicht nur der Verfasser des Hebräerbriefs, der mit der Feststellung beginnt: *»Nachdem Gott vielfältig und auf vielerlei Weise ehemals zu den Vätern geredet hat in den [durch die] Propheten, hat er am Ende dieser Tage zu uns geredet im Sohn«*,<sup>5</sup> darauf verweist auch Gott – der Vater – selbst, wenn er ausruft: *»Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe; ihn hört«* (Mt 17,5). Mit

3 Was im konkreten Zusammenhang wohl die vier Männer betraf, nicht aber Paulus.

4 In ihrer umfassenden Bedeutung, also von Genesis bis Maleachi.

5 Die Edition CSV der Elberfelder Bibel erklärt in der Fußnote: »D. h. in der Person des Sohnes, nicht nur durch den Sohn.«

anderen Worten: »Durch ihn rede ich. Wer ihn hört, hört mich!« Unter diesem Gesichtspunkt bekommen dann auch Jesu »Umdeutungen« – »Ihr habt gehört ... ich aber sage euch« – ein ganz besonderes Gewicht!

### »Umdeutungen«

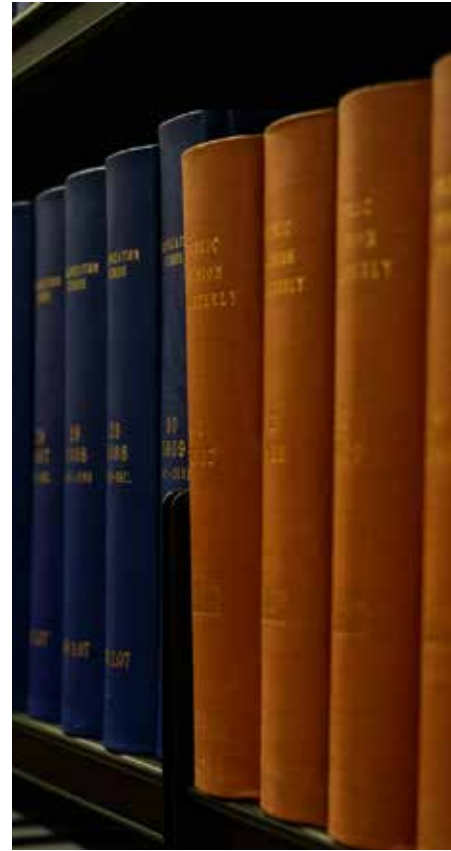
Nein, nicht in dem Sinn, dass etwas ganz anderes gemeint gewesen sei. Es ging dem Herrn nicht um etwas anderes, es ging ihm um das Eigentliche, den ursprünglichen Kern des Gebots. Insofern könnte man statt »Umdeutungen« vielleicht besser »Rückführungen« sagen. Gut nachvollziehbar wird die Bedeutung dieses »ich aber sage euch« beispielsweise an seinen Ausführungen zum sechsten Gebot: »Du sollst nicht töten«. Wie wir gesehen haben, geht es in den Geboten immer um Beziehung: Mensch – Gott; Mensch – Mensch; Mensch – Kreatur. Weil Gott daran liegt, dass die Beziehungen gut funktionieren, gab er die Gebote, und deshalb auch ganz ausdrücklich das sechste des Dekalogs. Prinzipiell und zunächst ist damit gemeint: »Du sollst nicht töten«. Gott gibt das Leben und er nimmt es auch. Der Mensch hat dem nicht vorzugreifen – ganz grundsätzlich.<sup>6</sup> Aber Jesus wollte mehr. Ihm ging es um die Absicht hinter dem Gebot. Negative Urteile über andere stören die gewünschte Beziehung, und wenn man sie zulässt, bietet man ihnen Raum, sich weiterzuentwickeln. Sie entwerten nicht nur das Gegenüber, sie vergiften auch das eigene Herz. Und ein solches ist der Ursprung allen Übels. Für den Schöpfer sind diese Urteile / negativen

Gefühle über andere nicht harmlos, sondern vielmehr Vorstufen zu Gewalt – und deshalb verboten.

Spätestens durch diese Ausführungen mussten – und müssen – die Zuhörer zu der bitteren Erkenntnis kommen, dass zumindest dieses sechste Gebot nicht zu halten ist, dass wir angesichts dieser Forderungen alle versagen und schlussendlich vor Gottes Gericht stehen – und auf seine Gnade und Barmherzigkeit angewiesen sind. Und was so offensichtlich für das sechste gilt, trifft letztlich auf alle Gebote zu: Dem göttlichen Maßstab kann kein Mensch entsprechen. Aber wieso dann Gebote, wenn sie doch nicht zu halten sind? Ist Gott etwa zynisch? Hat er ein Interesse am Scheitern seiner Geschöpfe? Ganz sicher nicht. Aber wozu dann?

### Zweck und Ziel der Tora

Verschiedentlich wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Gebote »zum Leben« gegeben waren, damit das Miteinander funktionierte und in geordneten Bahnen ablief. Darüber hinaus war die Beachtung der Gebote auch mit Aufschwung und Wohlstand verknüpft. Dem, der sich an die Gebote hielt, wurde Segen versprochen: langes Leben, Reichtum, Anerkennung. Was übrigens auch die umliegenden Völker registrieren konnten – zuweilen nicht ohne Neid. Wenn dazu die von Gott ja ausdrücklich angeordnete Andersartigkeit gelebt wurde, führte das bei denen nicht selten zu Ablehnung, Widerstand und Feindschaft. Oder – und das war auch eine Intention Gottes – zu einer bewundernden Nachfrage (5Mo 4,6f.).



<sup>6</sup> Die Ausnahmen von diesem Prinzip können im Rahmen dieser Überlegungen nicht erörtert werden.



Ein weiterer wichtiger Grund für die Verkündigung der Gebote war Gottes erklärte Absicht, inmitten seines Volkes zu wohnen. Man muss sich das vorstellen: Der Allmächtige, der Schöpfer und Erhalter des Universums, ist bereit, sich Menschen zu nähern. Dass er diese Nähe nicht menschlicher Beliebigkeit und Willkür anheimstellt, sondern nur unter den Bedingungen ermöglichen kann, die er selbst festlegt und ihnen diktiert hat, ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit.

Und dann gibt es noch einen weiteren, äußerst wichtigen Grund für die Gebote. Und der hängt mit der zuvor erörterten Unerfüllbarkeit zusammen. Von Anfang an war die Tora so konzipiert, dass man sie gar nicht erfüllen konnte, und zwar nicht aus Schikane, sondern als Mittel göttlicher Pädagogik.

### Gottes Lehrplan

Der Bund mit Abraham war im Wesentlichen ein einseitiger Bund gewesen: Es war nicht nur Gottes Initiative, er verbürgte sich auch für seine Zusagen. Er allein war Garant für den Segen, der nicht von menschlicher Akzeptanz und Befolgung abhängig war. Der Bund vom Sinai dagegen war ein zweiseitiger Bund, ein Bund auf Gegenseitigkeit. Ich mache das – du das; wenn du das tust – tue ich das. Möglicherweise war diese verordnete Zweiseitigkeit auch ein Resultat menschlicher Überheblichkeit: Noch bevor Jahwe ganz feierlich die Zehn Gebote verkündete, hatte sich das gesamte Volk schon unisono verpflichtet: *»Alles, was Jahwe geredet hat, wollen wir tun!«* (2Mo 19,8). Es war wohl

Vermessenheit, die sie solches versprechen ließ. Eine Vermessenheit, die sie auch dann noch nicht ablegten, als ihnen das recht umfangreiche Regelwerk des Bundesbuches mitgeteilt worden war. Wortgleich wiederholten sie ihre Absichtsbebindung noch zweimal, und als ob ihr Versprechen noch nicht genug gewesen wäre, ergänzten sie es noch durch ein weiteres: *»Alles, was Jahwe geredet hat, wollen wir tun und gehorchen«* (2Mo 24,3.7).

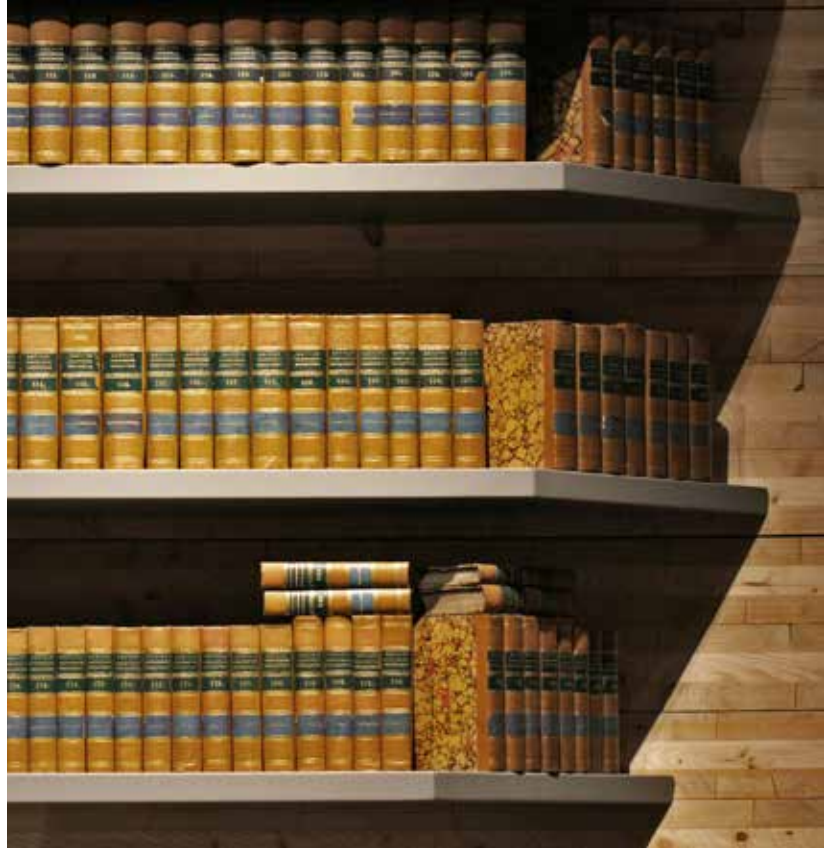
War das menschliche Hybris? Ich bin mir sicher: Sie meinten, was sie sagten. Gottes Forderungen schienen ihnen machbar, weil nachvollziehbar. Vielleicht war es auch Folge einer Euphorie: Jahwe, der Allmächtige, der Retter, der ausgerechnet sie erwählt und aus der Sklaverei befreit hatte, wollte ihr Gott sein. Da sagt man doch nicht nein, da schlägt man zu. Und seine Forderungen werden doch zu meistern sein, da war man sich sicher – und blauäugig. Sie hatten schnell vergessen, dass sie schon kurz nach ihrer Rettung wieder nach Ägypten zurückwollten, dass sie in den zwei Monaten, die zwischen Auszug und dem Erreichen des Sinai lagen, schon fünfmal gegen Jahwe und seinen Diener Mose gemurrt hatten.

Gott, um ihre Selbstüberschätzung wissend, nimmt sie ernst und beim Wort: *»Ich habe die Stimme der Worte dieses Volkes gehört, die sie zu dir geredet haben; es ist alles gut, was sie geredet haben. Möchte doch dieses ihr Herz ihnen bleiben: mich allezeit zu fürchten und alle meine Gebote zu halten, damit es ihnen und ihren Kindern wohl ergehe auf ewig!«* (5Mo 5,27f.). Dabei wusste Gott genau, dass sie es niemals schaffen

würden. Denn nachdem Mose geendet hatte, die Worte des Gesetzes in ein Buch zu schreiben, ließ Gott dem Volk durch Mose sagen: *»Ich weiß, dass ihr euch nach meinem Tod ganz und gar verderben und von dem Weg abweichen werdet, den ich euch geboten habe ...«* (5Mo 31,29).

Eine deprimierende Voraussage – die sich allerdings mannigfaltig erfüllt hat. Man könnte, wenn man die Geschichte des jüdischen Volkes skizzieren will, von einer Wellenbewegung aus Abfall, Gericht und Wiederherstellung sprechen. Um der entgegenzuwirken, waren die religiösen Führer bemüht, auf die Tora zu verweisen und deren strikte Beobachtung einzufordern. Dabei unterlagen sie aber der gravierenden Fehlinterpretation, aufgrund formaler Gesetzeserfüllung den Willen Gottes tun zu können, was Paulus im Brief an die Römer so beschreibt: *»Israel hingegen hat bei all seinem Bemühen, das Gesetz zu erfüllen und dadurch zur Gerechtigkeit zu gelangen, das Ziel nicht erreicht, um das es beim Gesetz geht. Und warum nicht? Weil die Grundlage, auf die sie bauten, nicht der Glaube war; sie meinten, sie könnten das Ziel durch ihre eigenen Leistungen erreichen«* (Röm 9,31f. NGÜ).

Die paulinische Feststellung gilt für die Masse des jüdischen Volkes. Einzelne hatten durchaus verstanden, dass der Mensch vor einem heiligen Gott nicht bestehen kann und allein auf dessen Barmherzigkeit angewiesen ist. David ist ein gutes Beispiel dafür. Nachdem er im 51. Psalm bekennt, schon in Ungerechtigkeit geboren worden zu sein und darüber hinaus massive Schuld auf sich geladen zu haben,

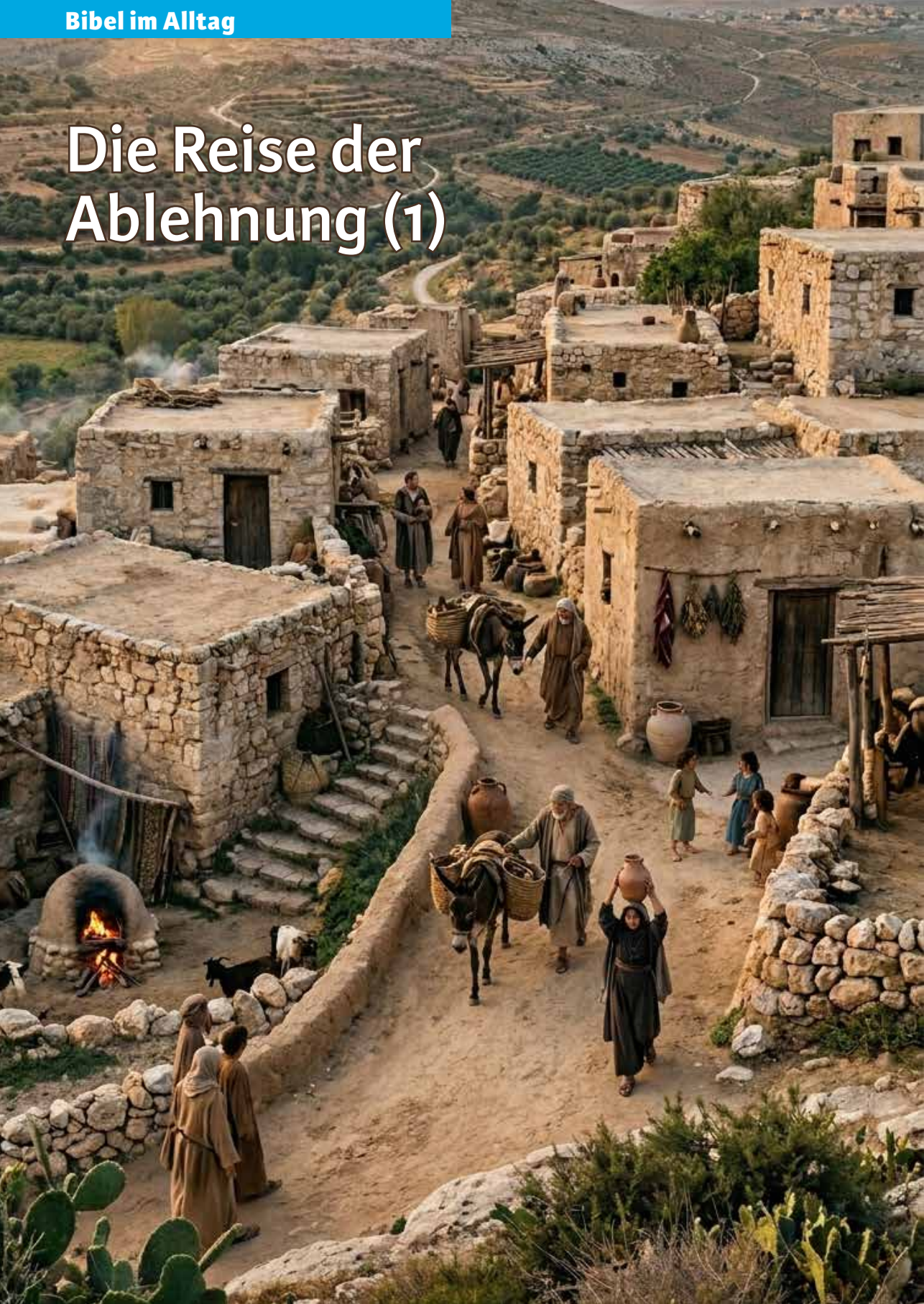


kommt er zu dem Schluss, dass Gott an Opfern kein Gefallen hat, sondern vielmehr an einem zerbrochenen Herzen. Und deshalb bittet der auf Gott vertrauende David schon im ersten Vers: *»Sei mir gnädig, o Gott, um deiner Liebe willen. In deiner großen Barmherzigkeit löse meine Vergehen aus!«* (NGÜ). – Ziel erreicht!

Da hatte David offensichtlich eine etwas andere Sichtweise als der einleitend zitierte Rabbi Jehuda ha-Nasi ...

*Horst von der Heyden*

# Die Reise der Ablehnung (1)



## Nazareth

Wenn man die Leute in Jerusalem nach Nazareth fragte, zogen sie die Augenbrauen hoch. »Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?«, hatte Nathanael gefragt, als ob die Frage sich selbst beantwortete (Joh 1,46). Und die meisten nickten dazu. Nazareth war keine Stadt, die auf Landkarten stand. Es war kein Ort, auf den Prophezeiungen verwiesen. Es war ein kleines Dorf am Rande der bekannten Welt, das in den Aufzeichnungen der Römer nicht erwähnt wurde und in den Schriften der Pharisäer keine Rolle spielte. Vielleicht vierhundert, vielleicht sechshundert Menschen lebten dort. Niemand zählte sie genau.

Es lag in Galiläa, und das war schon Strafe genug. »Galiläa der Nationen« (Mt 4,15) nannten es die frommen Männer in Jerusalem, wenn sie überhaupt daran dachten. Die Provinz war durchzogen von Handelsstraßen, auf denen Römer marschierten, Griechen Handel trieben und Syrer sowie Phönizier ihre Götter mitbrachten. Die Luft selbst schien fremd. Der Akzent der Galiläer verriet sie überall: rau, verwaschen, eine Sprache, die nicht zu den hebräischen Lauten passte – wie die eines Schülers, der seine Lektion nicht richtig gelernt hat. Petrus würde Jahrzehnte später am Feuer eines Hohepriesters stehen und eine Magd würde ihn mit einem einzigen Satz entlarven: »Deine Sprache verrät dich« (Mt 26,73). In einer solchen Stadt war Maria aufgewachsen.

Die Straßen von Nazareth waren Lehm-pfade, ohne Pflastersteine. Bei Regen verwandelten sie sich in braunen Brei, der an den Sandalen klebte. Im Sommer trockneten sie zu hartem, rissigem Boden, der bei Ostwind Staubwolken aufwirbelte. Die Häuser drängten sich aneinander wie scheue Tiere: Kalksteinwände, niedrige Türen, flache Dächer, auf denen die Frauen Feigen und Linsen zum Trocknen auslegten. In heißen Nächten schlief man auf denselben Dächern, wenn sich die Hitze in den Innenräumen staute wie in einem Ofen.

Das Leben spielte sich draußen ab. Es musste so sein, denn die Häuser waren zu klein für alles andere. Man kochte auf einem offenen Herd oder im Hof. Man wusch sich im Gemeinschaftsbrunnen. Brot wurde im Gemeinschaftsofen gebacken, der am frühen Morgen angeheizt wurde, wenn die Luft noch kühl war und der Duft von frischem Brot durch die engen Gassen zog wie ein Versprechen.

Der Brunnen war das Herz des Dorfes. Nicht die Synagoge – auch wenn die Männer das nicht gerne gehört hätten. Aber die Wahrheit war, dass am Brunnen die eigentlichen Nachrichten ausgetauscht wurden: die wahren, ungefilterten, unzensierten. Wer war krank? Wer hatte Schulden? Wessen Sohn hatte sich wie ein Narr aufgeführt? Wessen Tochter hatte dem falschen Jungen zu lange in die Augen geschaut? Am Brunnen erfuhr man alles – und am Brunnen wurde alles bewertet, gewogen und für gut oder schlecht befunden.

Maria kannte den Brunnen. Sie war dort aufgewachsen: erst als kleines Mädchen, das ihrer Mutter Anna half, später als junge Frau, die selbst die Krüge trug. Sie kannte die Frauen, die dort standen. Sie kannte ihre Gesichter, ihre Stimmen und ihre Gewohnheiten. Sie wusste, wer bei welchem Thema die Augen verdrehte. Sie wusste, wie das Flüstern klang, wenn es um eine andere ging.

Bald würde sie selbst das Thema sein.

Ihr Vater hieß Joachim. Die Schrift schweigt über ihn – wie sie über so vieles schweigt –, aber die Tradition spricht. Er war ein Mann von Nazareth, was bedeutete, dass er arbeitete. Kein Gelehrter. Kein Priester. Kein reicher Händler. Vermutlich war er Bauer oder Handwerker, einer von denen, die mit den Jahreszeiten lebten, deren Wohlstand vom Regen abhing und von der Laune des Himmels. Jedes Jahr wurden ihre Schulden beim Steuereintreiber des Herodes ein bisschen höher. Die Römer besteuerten das Land. Herodes besteuerte das Land. Der Tempel besteuerte das Land. Für Männer wie Joachim blieb nicht viel übrig.

Seine Frau war Anna – ebenfalls von der Tradition überliefert, von der Schrift jedoch verschwiegen. Wir können uns eine Frau mit starken Händen und wachem Verstand vorstellen, die ihren Haushalt mit der Genauigkeit eines Feldherrn führte. Öl, Mehl und Linsen mussten bis zur nächsten Ernte reichen. Kleidung musste geflickt werden, bis sie nicht mehr zu flicken war. Die Kinder mussten erzogen werden, was in Nazareth bedeutete, dass die Söhne ein Handwerk lernen mussten und die Töchter heiraten sollten – und zwar gut oder zumindest sicher. Maria war ihre jüngste. Oder ihre Einzige. Wir wissen es nicht.

Was wir wissen: Sie war jung. Vermutlich war sie zwischen zwölf und vierzehn Jahre alt, als die Verhandlungen mit Josephs Familie begannen. Ein Alter, das uns heute erschrecken würde, aber in einer

anderen Zeit galten andere Maßstäbe, und Mädchen wurden zu Frauen gemacht, lange bevor sie wirklich Frauen waren.

Joseph war Zimmermann. Auf Hebräisch: *naggar* – ein Begriff, der heute nicht mehr so umfassend verwendet wird. In einem Dorf wie Nazareth, wo Holz wertvoll war und sparsam genutzt wurde, arbeitete ein Zimmermann mit allem: mit Pflügen und Jochen, mit Türrahmen und Möbeln, mit den hölzernen Balken, die man in die Kalksteinwände einließ. Er arbeitete mit den Händen, was bedeutete, dass er zu denen gehörte, die arbeiteten – und nicht zu denen, die anderen die Arbeit überließen.

Er war älter als Maria. Um wie viel älter – die Schrift schweigt, die Tradition spekuliert. Manche sagen: ein Jahr. Andere sagen zwanzig. Die Wahrheit liegt vermutlich irgendwo dazwischen: Er war alt genug, um ein Handwerk zu beherrschen, aber noch nicht so alt, dass er verwitert war.

Was ihn auszeichnete, war seine Gerechtigkeit. So beschreibt ihn Matthäus (Mt 1,19). Ein einziges Wort, das schwerer wiegt als viele andere. In der jüdischen Tradition bedeutete *gerecht* nicht nur, die Gesetze zu befolgen, sondern auch, das Herz dahinter zu verstehen. Es bedeutete, Barmherzigkeit als Schwester der Gerechtigkeit zu kennen.

Das würde er bald brauchen. Das Gesetz war absolut, in Stein gemeißelt und wurde in jedem jüdischen Haushalt geflüstert: *»Kein Bastard soll in die Versammlung des HERRN kommen; auch das zehnte Geschlecht von ihm soll nicht in die Versammlung des HERRN kommen«* (5Mo 23,3).

Das hebräische Wort war *mamzer* – Bastard.

Es bedeutete nicht einfach »unehelich«, wie wir das Wort heute verstehen – ein Kind, dessen Eltern nicht verheiratet sind. Das wäre fast harmlos dagegen. Ein *mamzer* war ein Kind, das aus einer verbotenen Verbindung stammte: Ehebruch, Inzest, eine Verbindung, die das Gesetz grundsätzlich untersagte. Es war nicht das Kind, das gesündigt hatte. Es war nicht das Kind, das eine Wahl getroffen hatte. Aber das Gesetz fragte nicht nach Schuld. Es fragte nach Herkunft.

Und die Herkunft dieses Kindes – so würde jeder in Nazareth es sehen, so würde jeder in Bethlehem es sehen, jeder, der die Monate zählen konnte und die Geschichte kannte – war verdächtig. Mehr als verdächtig. Eindeutig.



Maria war die Frau eines Mannes. Und sie war schwanger von einem anderen. Das war die einzige Schlussfolgerung, die das Gesetz kannte.

Was das für das Kind bedeutete, war konkret und lebenslang: Ein *mamzer* durfte nicht in die Gemeinde des Herrn eintreten – nicht in die Synagoge, nicht in den Tempel, nicht in die volle Gemeinschaft des Volkes Israel. Er durfte keinen Israeliten heiraten. Seine Kinder trugen das Brandmal weiter, und deren Kinder, und deren Kinder – zehn Generationen lang, bis das Blut so verdünnt war, dass das Gesetz es schließlich losließ. Zehn Generationen. Bei einer Generationenlänge von zwanzig Jahren: zweihundert Jahre Ausschluss für einen einzigen Fehler, den nicht einmal das Kind selbst begangen hatte.

Zweihundert Jahre.

In einer Gesellschaft, in der der Tempel das Zentrum des religiösen Lebens war, in der die Synagoge der Mittelpunkt der Gemeinschaft war, in der die Frage »Wer bist du?« immer auch die Frage »Woher kommst du?« bedeutete – in einer solchen Gesellschaft war der *mamzer*-Status keine juristische Fußnote. Er war eine Identität. Er folgte einem Menschen wie ein Schatten, der nicht kleiner wurde, wenn die Sonne höher stieg.

Die anderen Kinder wussten es. Die Mütter sagten es ihren Töchtern, wenn die fragten, warum man mit dem nicht spielen durfte. Die Väter sagten es ihren Söhnen, wenn die heiratsfähig wurden und anfin-



gen, sich umzusehen. Es stand nirgendwo geschrieben – nicht an Türen, nicht auf Steinen –, und doch wusste es jeder. So funktionieren kleine Städte. So funktioniert Schande.

Maria kannte das alles. Jedes jüdische Mädchen kannte es. Sie hatte es als Kind gehört, als Warnung, als Erklärung, als stilles Hintergrundrauschen des Dorflebens, das einem sagte, wer man sein durfte und wer nicht. Sie wusste, was das Wort bedeutete. Sie wusste, was es kosten würde.

Und sie wusste noch etwas anderes, etwas, das schwerer wog als das Gesetz, schwerer als das Urteil des Dorfes, schwerer als zweihundert Jahre Ausschluss: Sie wusste, wessen Kind es war.

Und doch zitterten ihre Hände.

Die Verhandlungen zwischen den Familien waren abgeschlossen worden wie alle solchen Verhandlungen in Nazareth: mit dem *mohar*, also der Brautgabe, die die Familie des Bräutigams der Brautfamilie schuldete, sowie dem Einverständnis beider Väter. Vielleicht gab es auch einen Becher Wein und gesegnete Worte, wenn die Zeiten gut standen. Maria war nicht gefragt worden. Oder sie war gefragt worden, doch die Frage war eine Formalität, eine Geste in Richtung ihrer Würde, die keine echte Würde war.

Die *erusin* (Verlobung) machte sie zu Josephs Frau. Rechtlich, bindend, heilig.

Und dann begann das Warten.

Das Warten war Teil des Brauchs. Joseph würde ein

Haus bauen oder erweitern, einen Raum vorbereiten und einen Platz für sie schaffen. Ein Jahr, manchmal auch länger. In dieser Zeit blieb Maria im Haus ihrer Eltern, im Haus am Ende der staubigen Gasse mit Blick auf den Hang, auf dem die Olivenbäume im Wind rauschten. Sie lernte, was eine Frau lernen musste. Sie betete, wie es Mädchen in Nazareth taten. Sie wartete – wie Generationen von Töchtern vor ihr.

Und dann, in dieser heiligen Stille des Wartens, in dieser Zeit, die zwischen Verheißung und Erfüllung ausgespannt war wie ein dünnes Tuch, geschah es.

Ein Besucher. Keine Stimme im Kopf, kein Traum, sondern etwas, wofür die Sprache nie die richtigen Worte gefunden hat. Der Engel Gabriel wurde von Gott zu einer Jungfrau gesandt (Lk 1,26.27). In ein Haus in Nazareth. In die Stille eines gewöhnlichen Nachmittags. Zu einem Mädchen, das eine Aufgabe ausführte, die wir nicht kennen – Wolle spinnen? Wasser holen? Brot kneten?

Wie erklärt man seiner Mutter, was man gesehen hat? Wie sagt man dem Vater, was der Engel gesagt hat? Selbst in Marias eigenen Gedanken klangen die Worte wie Wahnsinn. Und sie kannte Nazareth. Sie wusste, wie der Brunnen funktionierte. Sie kannte die Frauen mit ihren wachsamen Augen und ihren schnellen Zungen. »*Ich bin die Magd des Herrn*« (Lk 1,38) – gesagt in einem Atemzug. Mit einem Mut, den die Geschichte oft übersieht, weil sie ihn als Unterwerfung liest statt als das, was er war: eine Entscheidung. Eine freie, furchtbare, vollständige Entscheidung.

Sie wusste, was es kosten würde.

Und die Wochen vergingen.

In Nazareth vergingen keine Wochen unbeobachtet.

Die Nachbarinnen sahen es zuerst – sie sahen immer alles. Ein verändertes Gesicht. Ein veränderter Gang. Das kurze Gespräch am Brunnen, das plötzlich endete, wenn sie näher kam. Die Blicke, die zu lange dauerten. Die Fragen, die nicht gestellt wurden, weil sie sich selbst beantworteten.

Anna, ihre Mutter – was sah sie? Was wusste sie? Was sagte Maria ihr, und wann? An dieser Stelle schweigt die Geschichte, und dieses Schweigen wiegt schwerer als jede Antwort. Eine Mutter und eine Tochter in einem kleinen Haus in Nazareth mit einem Geheimnis zwischen ihnen, das jeden Tag schwerer wurde – buchstäblich und bildlich. Ein Geheim-

nis, das nicht geheim bleiben konnte. Nicht in dieser Stadt. Nicht in dieser Enge.

Und Joachim, ihr Vater – er muss ein gerechter Mann gewesen sein, um eine solche Tochter zu haben, oder er muss ein zerbrochener Mann gewesen sein, dem das Geschehene alles nahm: die Ehre, die Zukunft, den Platz in der Gemeinde. Eine Tochter, die geschwängert worden war. Im schlimmsten Fall hatte sie die Grenzen freiwillig überschritten. In beiden Fällen: Schande.

Das hebräische Wort für Schande ist *charafah*. Es bedeutet mehr als Scham – es bedeutet öffentliche Bloßstellung, den Verlust des sozialen Gesichts, das Abschneiden von der Gemeinschaft, die zum Überleben notwendig ist. In Nazareth, wo man voneinander abhängig war wie die Steine einer Mauer, war *charafah* kein abstraktes Konzept. Es war konkret. Es war real. Es bedeutete: Niemand leiht dir mehr Öl. Niemand kommt zu deiner Hochzeit. Niemand trauert, wenn du beerdigt wirst.

Und das Gesetz war eindeutig. Furchtbar klar.

»Wenn ein Mädchen, eine Jungfrau, einem Mann verlobt ist, und es findet sie ein Mann in der Stadt und liegt bei ihr, so sollt ihr sie beide zum Torjener Stadt hinausführen und sie steinigen, dass sie sterben« (5Mo 22,23.24).

Das Stadttor. Dieser Ort verdient eine Erklärung, denn er war nicht zufällig gewählt.

In einer jüdischen Stadt des 1. Jahrhunderts war das Stadttor der Ort, an dem sich das öffentliche Leben verdichtete. Dort saßen die Ältesten und sprachen Recht. Dort wurden Verträge geschlossen und Zeugen aufgerufen. Jeder wusste, was vorging, weil jeder täglich hindurchging: die Bauern auf dem Weg zu ihren Feldern, die Frauen zum Brunnen und die Händler mit ihren Waren. Das Tor war die Bühne, auf der die Gemeinschaft sich selbst sah und beurteilte.

Und genau deshalb fand die Steinigung dort statt.

Sie war nicht nur eine Strafe. Sie war eine öffentliche Erklärung. Die Gemeinschaft distanzierte sich demonstrativ, unumkehrbar und von jedem bezeugt von einem ihrer Mitglieder. Die Angeklagte wurde hinausgeführt – aus der Stadt –, denn was folgte, durfte die Stadt nicht beflecken, und die Männer der Gemeinschaft vollstreckten das Urteil.

Nicht Soldaten. Nicht Fremde. Die Nachbarn.

Die Männer, die ihren Vater kannten. Die Männer, mit deren Kindern sie aufgewachsen war. Die Män-



ner, die sie ihr ganzes Leben lang gegrüßt hatten, wenn sie am Brunnen vorbeikam.

Das Gesetz regelte sogar die Reihenfolge: Zunächst warfen die Zeugen die Steine. Dann das Volk. Damit niemand sagen konnte, er habe nichts damit zu tun gehabt. Damit die Schuld – und die Verantwortung – gleichmäßig auf allen lastete, wie das Gewicht einer Entscheidung, die eine ganze Gemeinschaft trägt.

Die Steine selbst waren keine kleinen Kiesel. Es war keine symbolische Geste. Sie waren schwer genug, um einen Menschen zu töten, und der Tod sollte nicht schnell kommen. Das Gesetz forderte den Tod als Abschreckung, als Zeichen, als Säuberung. »Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen« – dieser Satz zieht sich wie ein blutiger Faden durch das 5. Buch Mose. Die Frau, die das Gesetz gebrochen hatte, war das Böse. Sie musste weg.

Ein Begräbnis war nicht garantiert. Kein Abschied. Kein Gedenken.

Das war das Gesetz, das Marias Hände zittern ließ, als sie die ersten Lebensregungen in sich spürte. Es war kein abstraktes juristisches Konzept, keine alte Zeile in einer Schriftrolle, die niemand mehr ernst nahm. Es war ein konkreter, naher, realer Tod – vollzogen von den Menschen ihres eigenen Dorfes, am Tor, durch das sie jeden Morgen gegangen war.

Und sie war verlobt. *Erusin*. Josephs Frau vor dem Gesetz, aber noch nicht in seinem Haus. Was bedeutete: Sie hatte keine Ausrede. Keine Erklärung,



die zählen würde. Sie hatte zwar einen Engel gesehen, doch Engel sind unsichtbar – und das Kind in ihr war es nicht.

Das Gesetz war sichtbar. Das Kind war sichtbar.

Und in Nazareth sah jeder alles. Nazareth hatte ein Tor. Es führte hinunter ins Jesreel-Tal, auf den Weg nach Magdala und ans Meer. Jeden Morgen zogen Bauern durch dieses Tor hinaus auf ihre Felder. Jeden Abend kamen sie zurück. Das Tor war der Übergang zwischen der Welt des Dorfes und der Welt draußen – und es war der Ort, an dem das Gesetz vollstreckt wurde.

Maria kannte dieses Tor.

Sie hatte es tausend Mal passiert.

Und jetzt?

Jetzt wartete sie ab, was Joseph tun würde.

Er hatte von der Schwangerschaft erfahren – wie, das wissen wir nicht, aber in Nazareth erfuhr man alles, und Joseph war nicht blind. Matthäus sagt uns, dass er beschloss, Maria heimlich zu entlassen. Kein öffentlicher Prozess. Keine Anklage. Keine Steine. Nur ein stiller *get*, ein Scheidungsbrief, der ihr das Leben rettete, indem er ihr alles andere nahm.

Das war seine Art von Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit eines Mannes, der nicht glaubte – wie hätte er auch glauben können? –, aber auch nicht vernichten wollte.

Dann schlief er.

Und im Schlaf kam, was er wach nicht fassen konnte.

»Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen« (Mt 1,20).

Er erwachte. Die Nacht lag noch über Nazareth. Irgendwo bellte ein Hund. Irgendwo schrie ein Kind. Das Dorf schlief, wie Dörfer schlafen – unruhig, dicht gedrängt, mit seinen Sorgen und Geheimnissen eng aneinandergedrückt in den kleinen Häusern.

Joseph lag wach.

Er entschied sich, das Unmögliche zu glauben.

Am nächsten Morgen – oder vielleicht nach mehreren solcher Nächten, in denen er rang und zweifelte und wieder rang – nahm er Maria zu sich. Offiziell. Vollständig. Er holte sie in sein Haus, vollzog die *nisu'in* (Heimführung) und machte sie so vor der Welt zu seiner Frau.

Und die Welt sah es.

Nazareth rechnete nach. Nazareth flüsterte. Nazareth zählte die Monate an seinen Fingern, doch sie stimmten nicht. Sie würden nie stimmen.

Und das Kind, das in Maria heranwuchs – dieses Kind, das die Engel besucht hatten, das die Gerechten erschrocken und die Ohnmächtigen getröstet hatte –, würde in einer Stadt aufwachsen, die wusste. Die immer gewusst hatte. Die es nie vergessen würde.

»Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?«

Aus Nazareth. Aus dieser Stadt. Aus diesem Staub. Aus diesem Geflüster?

Ja.

Aber es würde niemanden überraschen, dass es sie etwas kostete.

### Volkszählung

Als Kaiser Augustus die Volkszählung anordnete (Lk 2,1), hatte Joseph keine Wahl. Er musste nach Bethlehem gehen, in die Stadt seines Vorfahren David, um sich registrieren zu lassen. Ein Befehl des Kaisers war kein Vorschlag. Ein Befehl des Kaisers war die Welt, die sich um einen herum schloss wie eine Faust.

Maria war gesetzlich nicht verpflichtet, mitzugehen. Nur die Männer wurden gezählt, nur sie waren steuerpflichtig, nur sie mussten sich dem Apparat Roms beugen. Sie hätte in Nazareth bleiben können. In dem kleinen Haus mit dem rissigen Putz und dem Hof, an dem die Ziege angebunden war. Versteckt hinter vertrauten Mauern, geschützt von einer Mutter, deren Schweigen sie bis hierher gedeckt hatte.

Doch Nazareth bot keinen Schutz mehr.

Ihre Schwangerschaft war kein Geheimnis mehr, das man hüten konnte. Sie war sichtbar, unübersehbar, ein Skandal, der mit jedem Tag lauter wurde. Ohne Joseph wäre sie allein in dem Dorf geblieben, das ihre Geschichte kannte – allein mit den Frauen am Brunnen, die nicht mehr flüsterten, wenn sie näher kam, weil sie nicht mehr flüstern mussten. Die Wahrheit stand in ihrem Bauch geschrieben, für alle zu lesen.

Also gingen sie zusammen. »*Es ging aber auch Joseph von Galiläa aus der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Haus und der Familie Davids war, um sich einschreiben zu lassen mit Maria, seiner verlobten Frau, die schwanger war*« (Lk 2,4.5).

Lukas schreibt das so ruhig. Als wäre es eine einfache Sache. Als ginge man eben mal 130 Kilometer zu Fuß, hochschwanger, mitten im Winter, durch eine Landschaft voller Räuber, wilder Tiere und fremder Blicke, die alle dasselbe sagten.

Die Reise würde vier bis sieben Tage dauern. Vielleicht mehr.

Sie konnten nicht den direkten Weg nehmen. Die Straße durch Samarien war zwar kürzer, doch die Feindschaft zwischen Juden und Samaritern war alt und zäh, genährt von jahrhundertelanger gegenseitiger Verachtung. Für ein Paar in ihrer Lage – auffällig, verletzlich und ohne den Schutz einer Gruppe – wäre es zu gefährlich gewesen. Also wählten sie den langen Weg: Sie gingen südöstlich hinunter ins Jesreelal, dann entlang des Jordans nach Süden durch die Hitze des Jordangrabels, vorbei an Jericho und schließlich hinauf durch die jüdische Wüste nach Bethlehem – der schwierigste Teil der Reise. Steil. Lebensfeindlich.

Unter normalen Umständen legten sie 30 Kilometer am Tag zurück. Viel weniger, wenn jeder Schritt Schmerzen bereitete.

Ob sie einen Esel hatten, wissen wir nicht. In der Kunst wird Maria immer auf einem Esel dargestellt – sanftmütig, strahlend, leicht über dem Tier schwebend wie eine Figur aus Glas. Die Wirklichkeit war anders. Esel sind sture und unberechenbare Tiere. Sie sind eher zum Tragen von Lasten als von Menschen geeignet. Ein Tier in den Händen eines Mannes, der gleichzeitig den Weg, die Räuber und die Dunkelheit im Auge behalten musste und eine hochschwangere Frau begleitete, war kein Bild der Anmut. Das war Überleben.



Jede Nacht suchten sie Unterkunft. Das jüdische Gesetz gebot Gastfreundschaft – *hachnasat orchim*, das Aufnehmen von Fremden, galt als heilige Pflicht. Abraham hatte Engel empfangen, ohne es zu wissen. Lot hatte seine Türen geöffnet. Die Tora war in diesem Punkt unmissverständlich.

Aber das Gesetz und das Herz sind zwei verschiedene Dinge.

An wie vielen Türen mussten Maria und Joseph anklopfen, bis sich eine öffnete? Wie viele Augen beurteilten in einem Sekundenbruchteil die hochschwangere Frau, den schweigsamen Mann und das offensichtliche Timing – und schlossen sich wieder? Wir wissen es nicht. Lukas sagt es uns nicht. Aber wir kennen Menschen. Wir kennen Dörfer. Wir wissen, wie die Welt mit Menschen umgeht, die nicht in das vorgegebene Schema passen.

Jede Stadt auf diesem Weg war ein neuer Spießrutenlauf. Jeder Brunnen, an dem sie Wasser holten. Jede Begegnung auf der Straße. Jeder fremde Blick war ein Urteil, still und endgültig.

Und dennoch gingen sie. Einen Schritt nach dem anderen. Durch den Staub, durch die Hitze, durch die Kälte der Nacht und durch die Stille zwischen ihnen, die manchmal schwerer wog als alles andere.

Worüber redeten sie? Worüber sprach man, wenn man alles riskiert hatte und noch nicht wusste, wie die Geschichte enden würde? Sprach Joseph von dem Engel im Traum? Glaubte er es selbst noch, hier



in der harten Realität des Jordantals mit schmerzenden Füßen und leerem Magen? Betete Maria laut oder nur in sich hinein? Hielt er ihre Hand, wenn der Weg steil wurde?

Wir wissen es nicht.

Wir wissen nur: Sie kamen an.

### Kein Raum

Nach vier, fünf oder sechs Tagen erreichten sie Bethlehem. Sie waren erschöpft, staubig und am Ende ihrer Kräfte.

Bethlehem war kleiner als Nazareth, ein Dorf auf einem Hügelrücken, umgeben von Terrassen mit Olivenbäumen und Weinbergen, mit Blick nach Westen über das jüdische Hügelland. Nicht besonders eindrucksvoll. Gar nicht eindrucksvoll. Nur ein weiterer Ort in einer Provinz, die Rom gleichgültig war – außer zur Steuerzeit.

Aber für Joseph war es mehr als das. Dies war die Stadt Davids. Dies war der Ort, aus dem sein Volk stammte, und seine Vorfahren waren wie ein Faden durch die Jahrhunderte zurückgekehrt – durch die Dunkelheit der babylonischen Gefangenschaft, durch die Stille der Königszeit, zurück bis zu jenem Hirtenjungen, den Samuel gesalbt hatte; er war der Kleinste seiner Brüder gewesen, den niemand für bedeutend gehalten hatte.

Hierher gehörte er. Hierher, zu diesem Volk, zu diesem Blut.

Die Volkszählung hatte alle nach Hause gebracht, und das spürte man. Bethlehem war überfüllt. Die Straßen waren voller Menschen, die sich gegenseitig nicht kannten: Cousins von Cousins, Verwandte, die sich zuletzt als Kinder gesehen hatten. Das Dorf hatte keine Infrastruktur für so viele Menschen: keinen Markt, keine Brunnen, die sie alle hätten mit Wasser versorgen können, keine Häuser, in denen sie alle hätten schlafen können.

Joseph führte Maria zu dem Haus, das er kannte. Das Haus seiner Familie, seiner Verwandten – Menschen, die sein Gesicht kannten, die seinen Vater kannten, die den Namen seiner Mutter kannten. Hier, dachte er, wäre es vielleicht anders. Hier würde es Raum geben. Für ihn. Für sie. Für das, was zwischen ihnen war, für dieses Geheimnis, das keines mehr war.

Das Haus war voll.

Das *katalyma*, das Gästezimmer im oberen Stockwerk, in dem Familienmitglieder aufgenommen wurden, in dem man unter dem Dach schlief, nahe beieinander, eng, aber geborgen, war bereits besetzt. Es war vollgestopft mit Verwandten, die früher angekommen waren, die bessere Verbindungen hatten und keine schwangere Frau mitgebracht hatten, über die jeder tuscheln würde.

Es war kein Raum für sie.

Das griechische Wort ist präzise, fast chirurgisch in seiner Kälte: *ouk ên autois topos* – »kein Raum für sie« (Lk 2,7). Nicht nur für die Geburt. Nicht nur für ein paar Stunden. Es gab keinen Raum für sie als Einheit, als Paar, als Familie, als Menschen, die an die Tür geklopft hatten und irgendwo dazugehören wollten.

Josephs Familie sagte Nein, vielleicht nicht böse. Vielleicht nicht grausam. Aber die Situation war unangenehm, die Schwangerschaft saß wie ein Vorwurf im Raum, das Haus war voll und es war einfacher, auf die untere Ebene zu zeigen. Dort, wo die Tiere waren. Wo es wenigstens warm war. Wo niemand fragen würde.

Maria, die hochschwanger war, seit sieben Tagen gewandert war, von ihrer eigenen Familie getrennt war und vom Haus ihrer Schwiegerfamilie abgewiesen worden war, spürte in diesem Moment, was die Kontraktionen ihr seit Stunden zu sagen versucht hatten.

Es war Zeit.

Charles Brabec

# Rechte Christen

– *geschmäht, verhöhnt und missverstanden?*



## Einleitung

**K**aum jemand will rechts sein. Egal, wo wir uns bewegen. In der Schule, Kan der Uni, am Arbeitsplatz. Links zu sein, das ist okay. Denn Linke definieren sich über universelle Werte wie Gerechtigkeit, Empathie und Solidarität. Wer links ist, signalisiert: »Ich kümmere mich um die Schwächeren und die Umwelt.« Das gibt einem das Gefühl, auf der »richtigen Seite der Geschichte« zu stehen.

Rechts dagegen ist gar nicht cool. Rechts wird oft sofort mit Nationalismus, Ausgrenzung und im Extremfall mit dem Nationalsozialismus verknüpft. Rechte Menschen setzen auf Tradition, nationale Identität und den Erhalt bestehender Strukturen. Wer rechts sein will, wird geächtet.<sup>1</sup>

Diese Polarisierung hat auch die Christenheit erreicht. Klar, auch früher schon waren Christen rechts. Im Kaiserreich und in der Weimarer Zeit entstand ein Milieu, das »christliche Kultur« mit nationaler Identität verknüpfte. Später, seit den 1970er Jahren, entstand im freikirchlich- evangelikalischen Umfeld eine starke Mobilisierung gegen Liberalisierung der Sexualethik oder Abtreibung.

Das heute politisch etablierte Rechts-links-Schema hat einen sehr banalen Hintergrund: Es geht auf die Sitzordnung der französischen Nationalversammlung nach der Französischen Revolution zurück: Rechts saßen die konservativen Anhänger des Ancien Régime und des Ständestaats, links die Anhänger der neuen Ordnung, die durch die drei Ziele der Revolution »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« zusammengehalten wurde.<sup>2</sup>

In den vergangenen Jahren ist die Rechts-links-Polarisierung verstärkt und sichtbarer geworden durch politische Ereignisse wie etwa die Migrationskrise, die Corona-Krise, die Klimapolitik und die Genderpolitik. Der Rechts-links-Kampf wird heute wesentlich vehementer und aggressiver ausgetragen. Und auch wir Christen, die wir uns zu diesen Themen positioniert haben, finden uns plötzlich in einer feindseligen Auseinandersetzung um die »korrekte« politische oder geistliche Haltung wieder.

In diesem Beitrag möchte ich das Verhältnis zwischen gläubigen Christen und der Politik beleuchten und die Anliegen und Überzeugungen der rechten (oder besser rechts-konservativen) Christen fair charakterisieren. Schließlich geht es um die Frage, welche Antworten die Heilige Schrift zu diesem Thema bereithält, um am Ende zu einem Fazit zu gelangen.

## Christen und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Kultur

Glaube und Politik stehen seit jeher in einer kritischen Beziehung zueinander. Das gilt auch für den christlichen Glauben. Angefangen von der

<sup>1</sup> Siehe dazu ausführlich: Peter Hoeres: *Rechts und links. Zur Karriere einer folgenreichen Unterscheidung in Geschichte und Gegenwart*, Springer 2026. Eine Kurzfassung bietet das Interview mit dem Verfasser: »Man kann nicht Christ sein und den Kampf gegen rechts führen«, *IDEA* 45/2025, S. 18–21. Siehe auch den aktuellen Beitrag von Jochen Klein: »Kritisches zu rechts und links«, *Zeit & Schrift* 1/2026, S. 28–34.

<sup>2</sup> Robert Nef: »Das Links-rechts-Schema führt in die Irre«, *Neue Zürcher Zeitung*, 12. Mai 2026, S. 16.

jungen Kirche im Römischen Reich über Kaiserreiche und Fürstentümer im Mittelalter bis zu den modernen Staaten unserer Epoche wurde die christliche Kirche entweder verfolgt oder umworben; Christen waren Befürworter oder auch Gegner des Staates.<sup>3</sup>

Um das Phänomen der rechts-konservativen Christen besser einordnen zu können, skizziere ich nachfolgend vier typische Haltungen, die gläubige Christen gegenüber der Welt – oder auch der Gesellschaft, Kultur, Politik – eingenommen haben.<sup>4</sup> Diese Einteilung reicht von kulturab- lehrend bis kulturzustimmend.

### 1. Abgrenzend-distanzierte Haltung

Der Grundsatz dieser Haltung ist Joh 17,16: »Wir sind nicht von dieser Welt«. Man hält sich bewusst von der Politik und den Staatsämtern fern, da das politische Geschäft zu einer Welt gehört, die dem Gericht Gottes unterliegt. Christsein bedeutet deshalb klare Abgrenzung und wenig Engagement in gesellschaftlichen Reformprozessen. Biblische Basis dieser Haltung ist Phil 3,20: »Euer Bürgertum ist in den Himmeln«. Daher besteht auch eine gewisse Skepsis gegenüber Medien, Politik oder auch Popkultur. Diese Haltung findet man häufiger in konservativen oder bibeltreuen Gemeinden (Brüdergemeinden, russlanddeutsche Gemeinden).

### 2. Gegenkulturelle Haltung

Das Leitbild lautet »Gegenkultur statt Rückzug«. Christen in dieser Position betrachten die vorherrschende Kultur ebenfalls (wie bei 1.) als problematisch oder unchristlich und rechnen kaum mit einer tiefgreifenden Verbesserung der Gesellschaft. Sie möchten sich daher nicht einfach anpassen; aber anstatt nur zu kritisieren, leben sie als Kontrastkultur eine alternative Lebensform mit eigenen Bildungs- und Sozialstrukturen, alternativen Wirtschaftsformen, eigenen Medien und einer starken, auf urchristlichem Vorbild beruhenden Gemeinschaftsethik. Ergo: Diese Christen engagieren sich durchaus, aber ohne große Erwartungen an politische oder kulturelle Christianisierung. Es entsteht also eine Parallelkultur mit christlicher Prägung. Bekannte Vertreter dieser Richtung sind die Mennoniten, die Bruderhof-Gemeinden und die Offensive Junger Christen (OJC).

### 3. Transformatorische Haltung

Die Maxime dieser Gruppe ist, dass Christen die Kultur und Gesellschaft im Sinne biblischer Werte aktiv mitgestalten und prägen sollen. Dies kann geschehen durch politisches oder soziales Engagement, durch Stadtentwicklung, durch Einsatz für Familie und Lebensschutz. Christen dieser Haltung arbeiten zum Teil auch in Parteien oder Bürgerinitiativen mit. In Deutschland findet man diese Haltung besonders in bestimmten Strömungen innerhalb der Freikirchen: Vineyard-Gemeinden, missionale FeG-Gemeinden oder moderne Pfingstkirchen.

### 4. Kulturpositive/inkulturative Haltung

Der Leitgedanke dahinter ist: Welt und Kultur sind trotz Sündenfall Träger



3 Vgl. Stephan Holthaus: »Christen und die Politik«, *Bibel und Gemeinde* 109 (2009), Heft 3, S. 55–62, <https://bibelbund.de/2015/09/christen-und-die-politik/>

4 In Anlehnung an H. Richard Niebuhr: *Christ and Culture*, New York 1975.



von Gottes allgemeiner Gnade. Diese Gruppen definieren Welt und Kultur nicht so sehr als gottfeindlich, sondern als Orte von Gottes Wirken. Christen dürfen dialogisch und kreativ mit Kultur umgehen. Gemeinde soll Teil der Gesellschaft sein, nicht etwa Gegenwelt. Hier sieht man weniger den Gegensatz zwischen »heilig« und »weltlich«. Gemeinden mit besonders kulturpositiver/inkulturativer Haltung gibt es unter Freien evangelischen Gemeinden, Baptisten, Vineyard-Gemeinden, Methodisten und reformiert geprägten evangelikalischen Stadtgemeinden.

### **Wo lassen sich rechts-konservative Christen einordnen?**

Zugegeben, dieses Schema ist nicht statisch, sondern dient einer groben Orientierung. Selbstverständlich lassen sich nicht alle bekennenden Christen diesen Gruppen zuordnen. Weitere und relevantere Unterscheidungskriterien sind zum Beispiel die Haltung einzelner Gemeinden zur Mission/Evangelisation oder zum sozial-diakonischen Auftrag in der Welt.

Hier geht es aber darum, die Haltung der rechts-konservativen Christen besser zu verstehen. Findet sich diese Gruppe in den vier Haltungen wieder, oder muss hier eine neue, fünfte Kategorie gebildet werden?

Rechte Christen stimmen zum Teil mit den Werten der »abgrenzend-distanzierten« Gruppe überein. Sie nehmen den kulturellen Verfall wahr, betonen moralische Reinheit und sind skeptisch gegenüber den klassischen »Mainstream-Medien«. Ferner entwickeln sie aber ein gegenkulturelles Selbstverständnis und stellen sich gegen den Zeitgeist, womit sie auch geringe Anteile der zweiten Gruppe »gegenkulturelle Haltung« aufweisen. Schließlich zeigen rechte Christen auch Anzeichen einer »transformatorischen Haltung«, wenn sie sich politisch engagieren, rechts-konservative Parteien und Bewegungen unterstützen und sich für solche Gesetze stark machen, die auf die Bewahrung göttlicher Ordnung (etwa ein traditionelles Verständnis von Ehe und Familie) abzielen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass das Milieu rechts-konservativer Christen in diesem Vierer-Tableau eine Mischform aus abgrenzend-separatistischer, gegenkultureller und transformatorischer Haltung darstellt.

### **Rechts-konservative Christen und ihre Überzeugungen**

Die Überschrift provoziert, denn welche Überzeugungen sollen rechts-konservative Christen schon haben? Als bibeltreue Christen vertrauen sie der Heiligen Schrift und glauben an den Herrn Jesus, der sie durch sein Sterben am Kreuz mit Gott versöhnt hat, jetzt im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt und einmal wiederkommen wird. Aber hier geht es um die politische Haltung dieser Gläubigen.

Auch in der Vergangenheit haben sich Christen immer wieder in politische Debatten eingebracht, z. B. bei Themen wie Abtreibung, Kernkraft, Rüstung, Pazifismus usw. Wie bereits erörtert, wird aber heute die politische Auseinandersetzung in einer ungewohnt schärferen Weise ausgegtragen. Dies hat seine Ursachen sicher in politischen, zum Teil auch disruptiven Ereignissen. Auch Medien stehen immer wieder in der Kritik,

politisch tendenziös zu berichten – zugunsten eines linken oder grünen Meinungsspektrums.<sup>5</sup> Umfragen unter Journalisten in Deutschland zeigen, dass sie mehrheitlich den Grünen oder der SPD nahestehen,<sup>6</sup> was sich vermutlich dann auch auf die Berichterstattung auswirkt. Diese Debatte hat inzwischen auch die christliche Szene erreicht.

Welche Haltungen zeigen rechte Christen? Sie lassen sich eher im nationalkonservativen Spektrum verorten, betonen die Bewahrung von Traditionen und göttlichen Ordnungen. Ihr Glaube ist geprägt von einer individuellen Frömmigkeit: Dabei geht es zuerst um die persönliche Beziehung zu Gott und die Errettung der Seele. In gesellschaftlichen Fragen befürworten sie die Schöpfungsordnung, die sich in einem klassischen Bild von Ehe und Familie (Mann, Frau, Kinder) äußert. Daher lehnen viele rechte Christen die »Ehe für alle« bzw. Gender-Konzepte als zeitgeistkonform ab. Auch eine zu laxen Abtreibungspolitik wird kritisiert. Rechte Christen empfinden eine gewisse Skepsis gegenüber dem Staat, besonders wenn dieser tief in familiäre Angelegenheiten (Frühsexualisierung) oder in das Privatleben (Corona-Politik) eingreift, und betonen nationale Identität und christliche Leitkultur. Man sieht das Christentum als eines der Fundamente des Abendlandes, das vor einer fortschreitenden Säkularisierung oder dem Einfluss anderer Religionen (insbesondere des Islam) geschützt werden muss. Daher wehren sich rechts-konservative Christen gegen eine massenhafte ungesteuerte Einwanderung von Muslimen und sehen den Islam als Gefahr für die christlich geprägte Kultur Deutschlands, abgesehen von importiertem Antisemitismus, Clankriminalität, Parallelgesellschaften und zunehmender Gewalt in der Öffentlichkeit. Daher ist man besorgt, dass die Regierung dies nicht unterbindet und humanitäre Gründe sowie geltendes Asylrecht als Gründe für eine anhaltende Migration ins Feld führt. Ob eine ungesteuerte Einwanderung dem Gemeinwohl dient und ob der Staat nicht schon lange seine Kapazitätsgrenzen erreicht, sind Fragen der Moral; aber genau diese wird den Rechten von migrationsfreundlicher Seite regelmäßig abgesprochen.<sup>7</sup> Wenn rechte Christen wählen, dann auch eher konservative bzw. rechts-konservative Parteien.

Rechte Christen, die sich als Bewahrer der Tradition und der biblischen Autorität sehen, werfen anderen Gläubigen vor, den Glauben an den Zeitgeist zu verkaufen. »Mainstream«-Christen würden alles über Bord werfen, was unbequem ist (Sünde, Gericht, Umkehr), um der modernen Gesellschaft zu gefallen. Anstatt die Bibel als Gottes Wort zu nehmen, werde sie historisch-kritisch »zerpflückt«, bis nur noch politische Forderungen übrigblieben. Im Ergebnis sei erschreckend, dass der Fokus nur noch auf dem Sozialen (Klimaschutz, Seenotrettung, Gendern) liege und dass die »vertikale« Ebene – die persönliche Beziehung zu Gott und das Seelenheil – verlorengehe. Und überhaupt: Durch die Öffnung der Ehe oder liberale Ansichten zur Transsexualität würden göttliche Gebote missachtet.

Innerhalb der Parteienlandschaft ist es die AfD, die stärker als andere Parteien solche Themenfelder adressiert. Von den großen Landeskirchen wird dies skeptisch betrachtet. Inzwischen gibt es klare Unvereinbarkeitsbeschlüsse. Im Mai 2026 haben z. B. die Evangelischen Landes-



5 Jörn Schumacher: »Forscher: Journalisten mehrheitlich links«, *PRO Medienmagazin*, 2. Juni 2021, <https://www.pro-medienmagazin.de/forscher-journalisten-mehrheitlich-links/>

6 <https://de.statista.com/infografik/33595/parteieigung-von-journalisten/>

7 Zur Frage von Einwanderungskritik und Moral siehe den Beitrag von Sebastian Ostritsch: »Migrationskritik ist moralisch«, *Die Welt*, 29. Dezember 2025, <https://www.welt.de/debatte/article691ecof976d3bd8e531dodd6/asylpolitik-migrationskritik-ist-moralisch.html>



- 8 Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers: »Menschenwürde – Nächstenliebe – Zusammenhalt. Wir stehen dazu!«, Pressemeldung vom 5. Mai 2026, <https://www.landeskirche-hannovers.de/presse/pressemeldungen-konfoederation/2026/05/05-statement-der-leitenden-geistlichen-zur-staerkung-der-demokratie>
- 9 Reinhard Mawick: »Zwischen Haltung und Hürde«, *Zeitzeichen*, 6. Mai 2026, <https://zeitzeichen.net/node/12498>
- 10 Vgl. dazu die einzelnen Beiträge in: *Rechtes Christentum. Der Glaube im Spannungsfeld von nationaler Identität, Populismus und Humanitätsgedanken*, Graz 2018. Aus EKD-Perspektive siehe detailliert Martin Fritz: *Im Bann der Dekadenz. Theologische Grundmotive der christlichen Rechten in Deutschland*, EZW-Texte 273, Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Berlin 2021, [https://www.ezw-berlin.de/fileadmin/user\\_upload/ezw-berlin/PDF/EZW-Texte\\_PDF\\_Dateien/EZW-Texte\\_273\\_WEB.pdf](https://www.ezw-berlin.de/fileadmin/user_upload/ezw-berlin/PDF/EZW-Texte_PDF_Dateien/EZW-Texte_273_WEB.pdf)

kirchen für Niedersachsen und Bremen in einer gemeinsamen Erklärung bestätigt: »Nach unserer Überzeugung ist die AfD für Christinnen und Christen nicht wählbar.«<sup>8</sup>

Derartige Beschlüsse sind in den evangelischen Landeskirchen aber nicht unumstritten. Der Chefredakteur der evangelischen Zeitschrift *Zeitzeichen*, Reinhard Mawick, hält die obige Erklärung zwar für ein »mutiges Bekenntnis«, wendet zugleich aber ein: »die Erklärung offenbart ebenso die Gefahr einer Kirche, die zunehmend nur noch mit jenen resonanzfähig bleibt, die ohnehin ähnlich denken. Eine Kirche aber, die Andersdenkende nicht mehr erreicht, sondern vor allem markiert und sortiert, läuft Gefahr, sich zu einer moralisch hochgerüsteten Milieuinstitution zu wandeln – genau als eine solche sehen ihre Kritiker von rechts sie ohnehin bereits.«<sup>9</sup>

Deutlich wird dies etwa beim Familienbild: Gerade die EKD etwa betont heute die »Verantwortungsgemeinschaft«. Sie sagt, wo Menschen füreinander einstehen, spiegele sich Gottes Liebe wider. Rechts-konservative Positionen werden hier als ausgrenzend wahrgenommen, da sie Menschen, die nicht in das traditionelle Raster passen (z. B. Alleinerziehende, Patchwork- oder Regenbogenfamilien) nicht genügend berücksichtigen oder zum Teil sogar abwerten.<sup>10</sup>

### Eine biblische Einordnung

Wie beurteilt die Bibel die von rechts-konservativen Christen angeführten Argumente? Die Heilige Schrift ist kein politisches Handbuch, bietet aber durchaus Anknüpfungspunkte, die von rechts-konservativen Christen oft angeführt werden. Und sie erhält Hinweise, die eine Ordnung in Form von Nationen, Grenzen und der Fürsorgepflicht einer Regierung stützen. Hier einige Beispiele:

#### **Klassisches Rollenbild von Mann und Frau / Homosexualität**

Dass rechts-konservative Christen das klassische Rollenbild von Mann und Frau bevorzugen, lässt sich aus 1Mo 1,27 ableiten: »*Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie.*«

Aus diesem Bericht ist die Zuordnung des Menschen zu einem der beiden Geschlechter Mann oder Frau zwingend abzuleiten. Er lässt keinen Raum für die Annahme mehrerer zusätzlicher Geschlechter. Weil die Bibel auch die Ausübung homosexueller Praktiken ablehnt (3Mo 20,13; Röm 1,27), verbietet sich auch eine Trauung gleichgeschlechtlicher Paare, die heute von zahlreichen Amtskirchen praktiziert wird.

#### **Einwanderung, Grenzen, Nationen**

Die Vielfalt der Völker ist kein Zufall, sondern göttlicher Wille. In seiner bekannten Rede auf dem Areopag sagt Paulus in Apg 17,26: »*Und er hat aus einem jede Nation der Menschen gemacht, dass sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, wobei er festgesetzte Zeiten und die Grenzen ihrer Wohnung bestimmt hat.*« Dieser Vers zeigt, dass Gott selbst die Aufteilung der Menschheit in Völker und deren territoriale Grenzen vorgesehen hat.

### **Die Schutzfunktion des Staates**

Die Bibel sieht die Regierung als eine von Gott eingesetzte Instanz zur Aufrechterhaltung der Ordnung. In Röm 13,1–4 wird die staatliche Gewalt als »Gottes Dienerin« beschrieben. Ihr Auftrag ist es, das Gute zu fördern und das Böse zu bestrafen. Man kann eine geordnete Regierung mit schützender, funktionierender Grenze als Werkzeuge sehen, um den inneren Frieden und die Sicherheit der Bürger (das »Gute«) zu gewährleisten. Ohne Schutz nach außen kann der Staat seine Schutzfunktion nach innen nicht erfüllen.

### **Das Beispiel Israels im Alten Testament**

Das Volk Israel wird im Alten Testament als souveräne Nation mit klaren Grenzen und Gesetzen dargestellt. In 4Mo 34 werden die Grenzen des Landes Kanaan sehr detailliert beschrieben. Und auch im Buch Nehemia wird der Wiederaufbau der Stadtmauern Jerusalems als heiliges Werk und als Tat der Selbsterhaltung des Volkes gefeiert. Eine Mauer – oder besser eine Grenze – diente dazu, die Identität und Sicherheit des Volkes gegen äußere Feinde und Einflüsse zu schützen.

### **Die Vorrangstellung der deutschen Staatsbürger (Fürsorgepflicht)**

Es gibt biblische Prinzipien, die besagen, dass man eine besondere Verantwortung für die Menschen hat, die einem am nächsten stehen. Paulus schreibt an Timotheus: »Wenn aber jemand für die Seinen und besonders für die Hausgenossen nicht sorgt, so hat er den Glauben verleugnet und ist schlechter als ein Ungläubiger« (1Tim 5,8). Angewandt auf den Staat hieße das: So wie ein Vater zuerst seine Kinder ernährt, muss eine Regierung zuerst für das Wohl des eigenen Volkes sorgen, bevor sie globale Verpflichtungen eingeht.

### **Der Redlichkeit halber**

Um aber redlich mit dem biblischen Befund umzugehen, muss man erwähnen, dass die »nationalen« Aspekte in der Bibel oft in einem Spannungsfeld mit anderen biblischen Maximen stehen. Deutlich wird das an dem Begriff »Fremdling«. Sehr häufig wird im Alten Testament wiederholt, den Fremden im Land zu schützen und ihn »wie einen Einheimischen« zu behandeln (z. B. 3Mo 19,34). Dem Fremdling werden aber auch bestimmte Pflichten auferlegt, also Respekt vor zentralen religiösen Geboten wie etwa dem Sabbat, die Einhaltung bestimmter Reinheits- und Opferregeln, unter bestimmten Voraussetzungen eine Teilnahme an Ritualen sowie eine Unterordnung unter das für Israel geltende Rechtssystem. Kurz gesagt: Wer Fremdling ist, hat sich unterzuordnen.

Ferner wird im Neuen Testament betont – und von asylfreundlichen Kirchenvertretern gerne angeführt –, dass in Christus die nationalen Unterschiede zweitrangig werden (»Da ist nicht Jude noch Grieche«, Gal 3,28). Man könnte daraus folgern, dass mit Christus ein bisher nötiges und übliches Nationalprinzip hinfällig geworden wäre. Mit diesem Diktum will Paulus aber nicht die gesellschaftlichen Normen (dazu gehören





auch die unterschiedlichen Nationalitäten) im Sinne einer Anarchie außer Kraft setzen,<sup>11</sup> sondern den kulturübergreifenden Aspekt der christlichen Einheit und Gemeinschaft betonen.

Bezogen auf die Migrationspolitik kann man als Fazit festhalten: Man kann biblisch sehr wohl begründen, dass Ordnung, Grenzen und nationale Verantwortung gottgewollte Strukturen sind, um Chaos zu verhindern. Die theologische Debatte entzündet sich meist auch gar nicht an der Existenz und Notwendigkeit von Grenzen, sondern an der Frage, wie durchlässig und barmherzig diese gegenüber »Notleidenden« sein müssen. Auch für rechts-konservative Christen gilt es, das »Sowohl-als-auch« zu leben: Den Staat als schützende Institution zu erhalten, um darin die christliche Pflicht der Nächstenliebe (auch gegenüber Fremden) im Rahmen des Möglichen auszuüben.

Selbstverständlich ist nicht jeder rechts-konservative Christ automatisch ausländerfeindlich. Es gibt viele gläubige Menschen, die politisch rechts stehen, aber aus ihrem Glauben heraus privat in der Flüchtlingshilfe aktiv sind. Die Bibel lehrt in 1Mo 1, dass jeder Mensch (unabhängig von Herkunft oder Status) im Bild Gottes geschaffen ist. Daher: Wenn jeder Mensch Gottes Ebenbild trägt, darf die nationale Zugehörigkeit niemals über die Würde des Individuums gestellt werden. Eine Herabwürdigung von Ausländern wäre demnach eine Herabwürdigung von Gottes Schöpfung. Auch bei der Fremdenliebe ist das Alte Testament erstaunlich deutlich. Es gibt kaum ein Gebot, das so oft wiederholt wird wie der Schutz der Fremden.

Eng damit verbunden ist der Begriff des »Nächsten«. Wer ist mein Nächster? Der Herr hat im Gleichnis vom »Barmherzigen Samariter« (Lk 10) die damaligen nationalen und religiösen Grenzen gesprengt. Er wählte ausgerechnet einen Fremden, einen Samariter, als Vorbild für wahre Nächstenliebe aus, um den jüdischen Gesetzgelehrten zu zeigen: Der Nächste ist nicht der, der dieselbe Fahne schwenkt, sondern der, der gerade Hilfe braucht. Eine christliche Ethik, die nur die eigene Gruppe im Blick hat, verfehlt laut Jesus das Wesentliche. Das Christentum ist seinem Kern nach universalistisch und nationenübergreifend. Bei aller berechtigten Kritik an unregelter Einwanderung sollten sich rechts-konservativ gesonnene Christen fragen: Dient mein Glaube der Abgrenzung oder der Versöhnung? Dienen meine Bibelstellen nur als kulturelles Identitätsmerkmal, also als Waffe zur Verteidigung meiner Nation?

### Himmelsbürger oder Staatsbürger?

Von rechts-konservativer Seite kommt auch das Argument, dass Deutschland doch ein christliches Land sei oder dass die Bibel doch eine Regierung fordere, die nach biblischen Maßstäben verfasst sei. Bereits deshalb sei es doch folgerichtig, wenn man sich für Bewahrung von göttlichen Ordnungen in unserem Land starkmache? Drei Fragen sind zu klären:

- Wie christlich ist eigentlich das Land, in dem wir leben?
- Gibt die Bibel Hinweise auf eine ideale, gottgewollte Staatsform?
- Haben wir als Christen ein Mandat zur politischen Einflussnahme?

<sup>11</sup> Adolf Pohl: *Der Brief des Paulus an die Galater*, Wuppertaler Studienbibel 13, Witten 1996 (Neuaufgabe 2018), S. 162.

### **Ist Deutschland ein christliches Land?**

Natürlich genießen die christlichen Kirchen unseres Landes nach wie vor eine gewisse Vorrangstellung in Deutschland. Dies lässt sich festmachen an der öffentlichen Sonntagsruhe, am staatlich »verordneten« Religionsunterricht, an der staatlich vorgeschriebenen Ausbildung von Pfarrern und nicht zuletzt an unseren christlichen Feiertagen. Andererseits findet aber auch eine fortschreitende »Entchristlichung« des deutschen Volkes statt, was man an einer nachlassenden Mitgliedschaft in den großen Volkskirchen feststellt. Insgesamt aber ist Deutschland eindeutig christlich geprägt und hat christliche Wurzeln. Die Menschenrechte und die damit verbundene unantastbare Würde der Persönlichkeit verdanken wir der biblischen Gottesebenbildlichkeit, also Judentum und Christentum.<sup>12</sup> Das Liebesgebot Jesu schlägt sich in zahlreichen diakonischen Einrichtungen in Deutschland nieder. Eine Vielzahl deutscher Gesetze, auch das Strafrecht, geht auf die christliche Theologie des Mittelalters zurück.

Dennoch unterliegt Deutschland dem Gebot religiös-weltanschaulicher Neutralität. Wir leben in einem Staat, der sich von einem ausdrücklichen Bekenntnis gegenüber irgendeiner Religion verabschiedet hat und sich mit keiner Religion und Weltanschauung identifizieren will. »In einem solchen Staat ohne Gott leben Menschen gemäß ihren durchaus unterschiedlichen religiösen oder sonstigen Überzeugungen, während der Staat sich zur absoluten Wahrheitsfrage distanziert verhält und sie weder beantworten will noch kann, weil ihm dafür schlicht die Kompetenz fehlt« – so drückt es ein Professor für Staatsrecht aus.<sup>13</sup> Zugegeben ist das sehr nüchtern.

### **Eine gottgewollte Staatsform**

Gibt die Heilige Schrift denn Hinweise auf eine ideale, gottgewollte Staatsform, die wir in Deutschland anstreben müssen? Leider nein! Weder das Alte noch das Neue Testament propagiert eine eindeutige Staatslehre, die etwa als jüdisch-christlicher Prototyp für eine gottgewollte Regierungsform geeignet wäre. Aber wir haben doch die Bergpredigt als eine sinnvolle, gottgewollte Norm, nicht nur für das private Leben, sondern auch für staatliches Handeln, oder? Doch auch hier das nüchterne Fazit: Die Bergpredigt als Richtschnur für politisches Handeln wäre weder klug noch gerecht. Eine politische Gemeinschaft, die sich zur Gewaltlosigkeit, ja zum Altruismus verpflichtet und Motive wie Nächstenliebe oder sogar Feindesliebe zum Maßstab erhebt, läuft Gefahr, ihre Wehrhaftigkeit gegenüber inneren wie äußeren Feinden aufs Spiel zu setzen und sich Menschen und Staaten auszuliefern, die diese Form der Sanftmut skrupellos ausnutzen.<sup>14</sup>

Befragt man den Reformator Martin Luther nach seiner Einschätzung, so argumentiert er mit der »Zwei-Reiche-Lehre« und liefert damit eine theologische Begründung für einen letztlich säkularen Staat. Und er warnt die Kirche davor, mit staatlichen Mitteln – z. B. mit dem Schwert – geistliche Ziele durchzusetzen. Heute müsste man ergänzen: ... warnt Bischöfe davor, sich in staatliche Ämter einzumischen. Statt für offene Grenzen und



12 Giuseppe Gracia: »Gott lässt sich politisch nicht einspannen«, *Neue Zürcher Zeitung*, 3. März 2026, S. 12.

13 Horst Dreier: *Staat ohne Gott*, München 2018, S. 9. Die rechtlichen Normen dazu sind Art. 3 GG, Art. 4 GG und Art. 140 GG in Verbindung mit Art. 136–137 der Weimarer Reichsverfassung (WRV).

14 Siehe dazu Maximilian Zech: »Christlicher Staat? Politik verträgt nur so viel Religion, wie der Ungläubige akzeptieren kann«, *Neue Zürcher Zeitung*, 30. März 2019.



Klimagesetze zu plädieren, dürfen sie sich um ihre Kernkompetenz kümmern und das Reich Gottes predigen. Umgekehrt hat sich der Staat auch nicht in interne Belange der christlichen Kirche einzumischen.

Auch Jesus Christus hat sich zu diesem Thema geäußert. Aus dem Gleichnis mit der Steuermünze (Mt 22,15–21) wird klar, dass Jesus keine explizite Staatslehre propagierte. Sein Reich war von einer anderen Welt. Jesus erkannte sogar die politische Herrschaft von Rom an; er rief keineswegs zum Umsturz auf. Niemals sollen Christen gegen ihren Staat rebellieren, keine Gewalt anwenden, keine staatliche Organisation zerstören. Dies wird in der biblischen Szene mit der »Steuermünze« deutlich: »*Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und gebt Gott, was Gott gehört*«, sagt Jesus. Bei Jesus ist sie also schon angelegt, die »Zwei-Reiche-Lehre«! Ähnlich argumentierten später die Apostel Paulus und Petrus.

Machen wir uns also bewusst, dass Staat und Reich Gottes getrennte Herrschaftsformen darstellen: Das Grundgesetz ist keine Bibel, das politische Leben kein Gottesdienst, der Bundeskanzler kein Hauskreisleiter. Der Staat will neutral sein und sich nicht dazu versteigen, rechtsgültige Aussagen über das ewige Heil treffen zu wollen. Das würde auch seine Kompetenz überschreiten.

Fazit: Es gibt in Deutschland schon lange keine »Staatskirche« mehr. Der Staat will neutral sein und alle Religionen gleich behandeln.

### **Unser Einfluss auf die Politik**

Es bleibt die Frage, welchen Einfluss wir Christen auf die Regierung nehmen sollen.

Wir müssen uns stets fragen, inwieweit wir uns mit der Welt solidarisch zeigen wollen, um diese Erde zu retten und zu erhalten. Ob wir unsere Gesellschaft mit christlichen Werten durchdringen wollen, um sie ein bisschen annehmbarer und wohlgefälliger für Gott zu machen. Machen wir uns klar, dass Gott diese Welt einmal preisgeben wird, weil sie durch die Sünde verdorben ist, und dass unsere Welt gemäß biblischer Prophetie mit unvorstellbar schweren Gerichten und entsprechenden Auswirkungen auf die Schöpfung enden wird.<sup>15</sup>

Auf der anderen Seite ist der Glaube keine abgehobene, rein geistliche Größe, sondern eine irdisch fassbare Wirklichkeit. Gott kam bewusst in Jesus Christus in die Welt und wurde Mensch, obwohl er ganz Gott war. Christus erbarmte sich über die verlorenen Seelen, aber auch über die kranken, verschmachteteten und ruhelosen Geister seiner Zeit. Manchmal legte sich der Herr mit den politischen und religiösen Machthabern seiner Zeit an. Daher: Die Existenz des Christen als Bürger dieser Welt ist stets auch eine politische.<sup>16</sup>

Es wird deutlich, dass die Frage nach dem richtigen Maß an politischem Engagement für uns Christen nicht eindeutig beantwortet werden kann.

Was aber feststeht: Der Staat ist von Gott eingesetzt, und Christen verhalten sich dann biblisch, wenn sie sich dem Staat grundsätzlich unterordnen. Aber das gilt nicht immer und absolut. Es existieren hoheitlich definierte Aufgaben des Staates. Der Staat darf sich aber nicht in die Er-

15 Vgl. Joachim Pletsch: »Christen und die Politik – Ein Diskussionsbeitrag«, *Bibel und Gemeinde* 109 (2009), Heft 4, S. 73–78, <https://bibelbund.de/2015/09/christen-und-die-politik-ein-diskussionsbeitrag/>

16 Vgl. Holthaus, wie Anm. 3.

ziehung unserer Kinder einmischen oder unsere Meinungs- und Gedankenfreiheit steuern. Überhaupt darf der Staat sich nicht zum Morallehrer seiner Bürger aufspielen. Im Zweifel müssen gläubige Christen ihre Loyalität gegenüber der Regierung dann aufgeben, wenn der Staat von ihnen fordert, bestimmte biblisch gebotene Haltungen zu verschweigen, Teile der biblischen Botschaft zu verändern, biblisch Verbotenes gutzuheißen oder gar zu praktizieren oder biblisch Gebotenes nicht auszuüben.

Als Konsequenz lassen sich die Verhaltensnormen der Christen gegenüber dem Staat wie folgt skizzieren:

- den Staat als Obrigkeit respektieren
- für den Staat beten
- den Staat ermahnen, die Würde der Person zu achten
- den Staat mit Gottes Maßstab für Gut und Böse konfrontieren
- in Ausnahmefällen dem Staat die Solidarität verweigern
- das Reich Gottes höher einstufen als den Staat

Im Ergebnis ist erstens festzustellen, dass sich unser Staat – trotz christlicher Wurzeln – nicht ausdrücklich zum christlichen Glauben bekennt, sondern neutral sein will. Zweitens, dass die Heilige Schrift keine Hinweise auf eine ideale, gottgewollte Staatsform gibt; gerade das Neue Testament spricht sich für eine »Zwei-Reiche-Lehre« aus. Und drittens ist es aus biblischer Perspektive unbestimmt, inwieweit sich Christen in die Politik einbringen sollten; es existieren aber durchaus Situationen, in denen Gläubige in der Öffentlichkeit zum Protest aufgerufen sind.

## Resümee

Es ist deutlich geworden, dass die von rechts-konservativen Christen geäußerte Gesellschaftskritik zum großen Teil von der Heiligen Schrift gedeckt ist. Auch eine pauschale, undifferenzierte Diffamierung solcher Christen scheint nach biblischen Maßstäben nicht berechtigt zu sein. Christen mit rechts-konservativer Haltung müssen aber verstehen, dass unser Staat sich nicht ausdrücklich zum Christentum bekennt, sondern neutral sein will, und dass die Bibel dies auch nicht fordert. Und ob wir Christen überhaupt den Auftrag haben, in einer dem Gericht Gottes anheimgegebenen Welt den unchristlichen Entwicklungen in unserer Gesellschaft Widerstand zu bieten, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Denn der »staatsrechtliche« Status eines Christen als Himmelsbürger (Phil 3,20), der sich nicht ins politische Geschehen einbringen möchte, steht dem biblischen Aufruf, *der Stadt Bestes zu suchen* (Jer 29,7) und unser *Licht vor den Menschen leuchten zu lassen* (Mt 5,16), entgegen.

Letztlich muss dem Einzelnen die Freiheit bleiben, entsprechend dem Maß seines Glaubens ggf. auch in der Politik aufzutreten und herauszutreten oder in stiller Zurückgezogenheit seinen Glauben zu leben (1Tim 2,1.2).<sup>17</sup> Wer bewusst aus einem rechts-konservativen Blickwinkel heraus – auf der Grundlage der Bibel – seine Stimme erhebt und kritisch zu den Missständen unserer Gesellschaft äußert oder politisch organisiert, ist aus neutestamentlicher Perspektive durchaus dazu berechtigt.

*Stefan Hohage*



<sup>17</sup> Vgl. Pletsch, wie Anm. 15.



# Wehrdienst kehrt zurück – Kriegsdienst ist denkbar

## Einleitung und These

Der biblische Befund zum Wehrdienst bzw. Kriegsdienst ist sowohl im Alten wie im Neuen Testament unserer Erkenntnis nach eindeutig, wenn man akzeptiert, dass die jetzige Zeit »Zeit der Nationen« oder »Zeit der Heiden« genannt wird (vgl. Lk 21,24) und dass Gottes Friedensreich als Tat und Gabe Christi noch aussteht. Für diese Zeit gibt der Herr selbst eine Zeitanalyse, die in der 2000-jährigen Kirchen- und entsprechenden Weltgeschichte seitdem durchgängig bestätigt wird: »Ihr wisst, dass die, welche als Regenten der Nationen gelten, sie beherrschen und ihre Großen Gewalt gegen sie üben« (Mk 10,42).

Krieg ist seit dem Sündenfall vorfindbar, auch in der zwar durch Christi Heilstod versöhnten, aber aktuell noch nicht heilen Welt (Röm 8). Der immer wieder aufflackernden Weltbefindlichkeit sollten wir uns stellen, und zwar nicht aus Kriegsbegeisterung

oder Hurra-Patriotismus wie 1914, sondern aus verantwortlichem Realismus. Wehrdienst und Kriegsdienst sind in der Bundesrepublik Deutschland nur für den Verteidigungsfall legitimiert und im Rahmen des Grundgesetzes denkbar. Dabei räumt das Grundgesetz Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen ein. Vgl. GG Artikel 4:

»(1) Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich.

(2) Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.

(3) Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden. Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.«<sup>1</sup>

Wir respektieren eine solche im Einzelfall zu begründende Entscheidung unserer Mitbürger, glauben aber vom Gesamtbefund der Schrift her nicht,

dass das für Christen eine naheliegende oder gar notwendige Entscheidung sein sollte. Innerhalb der »Zeiten der Nationen« haben wir in den letzten Jahren (vier Jahre Krieg Russlands gegen die Ukraine, Raketenpotenziale in den Händen von gewaltbereiten politischen Systemen wie dem Iran, einer hybriden Kriegführung ...) kein Recht, uns einen illusorischen Pazifismus zu erlauben und pseudochristlich die Realitäten auszublenden.

Die Bibel kennt viele Stellen zu Krieg und Frieden, die sowohl zur Befürwortung wie zur Ablehnung von Kriegs- bzw. Wehrdienst durch Christen geführt haben, und zwar durch die Jahrhunderte hindurch, auch durch die Jahrzehnte der BRD.<sup>2</sup> Die politischen Verhältnisse haben sich stark verändert, die Auslegungskriterien der Schrift ebenfalls, ob sich die Ausleger dessen bewusst waren oder nicht.

Wir sehen uns heute in der dialektischen Spannung von zugleich Himmelsbürgern und Staatsbürgern der BRD und formulieren zugespitzt, dass Wehr- und Kriegsdienst heute angesichts der eingangs aufgelisteten Sicherheitslage der BRD in der praktischen und geistlichen Haltung eines Himmelsbürgers möglich ist, der dabei seine staatsbürgerlichen Pflichten erfüllt. Wir listen dazu die wichtigsten Bibelstellen und unsere Interpretation auf.

## Hauptteil

- Das Gebot »Du sollst nicht töten« (2Mo 20,13) ist genauer zu übersetzen: »Du sollst nicht morden«. Der Soldat wird zwar im Ernstfall zum Töten des Feindes ausgebildet, nicht aber zum Morden. Mord wird nach deutschen Wehrgesetzen streng geahndet.

- Jesu Aussage »Alle, die das Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen« (Mt 26,52) verwehrt seinen Jüngern, das Schwert für das Reich Gottes einzusetzen, spricht aber der Regierung nicht das Recht ab, es zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu führen, sowohl durch beamtete Scharfrichter (vgl. Röm 13,4) wie zur Landesverteidigung.

- Es darf auch auf die »Waffenrüstung Gottes« in Eph 6 hingewiesen werden, wobei Paulus mit diesem Bild wie selbstverständlich die Alltagsnormalität der römischen Armee voraussetzt. Das Sprachbild ist positiv konnotiert, d. h. es geht von akzeptierten, vertrauten irdischen Verhältnissen aus.

- Bereits Johannes der Täufer gab Soldaten, die

ihn fragten, was sie tun sollten, die Antwort: »*Tut niemand Gewalt an und erpresst niemanden und begnügt euch mit eurem Sold*« (Lk 3,14). Wie selbstverständlich wird dabei vorausgesetzt, dass sie kämpfen, wenn der Befehl kommt.

- Ri 3,1–3 sprach von der Notwendigkeit, dass Israel, von Gott gelehrt, kriegsfähig sein sollte.

- Die neutestamentlichen Aussagen von Jesus und den Aposteln zu »Friedensstiftern« und »Feindesliebe« betreffen nach unserem Verständnis die christliche Individualethik, heben aber die staatsbürgerliche Verantwortung und ihre Verpflichtungen nicht auf. Paulus' Aufforderung »*Wenn möglich, soviel an euch ist, lebt mit allen Menschen in Frieden*« (Röm 12,18) verdeutlicht diese persönliche individuelle ethische Haltung, die ganz offensichtlich nicht auf zwischenstaatliche Verhältnisse und Auseinandersetzungen übertragbar ist.

- Der römische Hauptmann in Lk 7,9 bleibt römischer Hauptmann, der einen großen Glauben hat.

- Petrus öffnet für einen römischen Offizier den Weg zum christlichen Glauben (Apg 10) bei Anerkennung seines weltlichen Berufs als Offizier.

- Mit dieser Öffnung sind weltliche Berufe für Christen möglich, auch der »Kriegsdienst«, vgl. 2Tim 2,4: »*Niemand, der Kriegsdienst leistet, verwickelt sich in die Beschäftigungen des Lebens, damit er dem gefalle, der ihn angeworben hat.*« Petrus und Paulus waren nach unserem Verständnis keine christlichen Pazifisten.

Die Kirchengeschichte zeigt, dass die Christen je nach den unterschiedlichen politischen und militärischen Zeitverhältnissen und nach ihrem jeweiligen Auslegungsverständnis Kriegsdienst geleistet oder verweigert haben. Daher ist es für uns heute in der BRD notwendig, diese Zeitverhältnisse genau zu kennen, wenn wir unsere zuvor deutlich gemachten Interpretationskategorien anwenden.

Wir leben in einer Zeit von hochtechnisierten und programmierten Kriegswaffen, im Schatten oder unter dem Schutzschild von Atomwaffen, die über ein gewaltiges Destruktionspotenzial verfügen. Die BRD lässt in dieser vom Osten ausgehenden Bedrohungslage die ausgesetzte Wehrpflicht für junge Männer

1 Zum Verteidigungsfall vgl. GG Abschnitt Xa.

2 Gute Übersicht in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 6, Freiburg 2009, S. 475f., 479.

wiederaufleben und versucht zunächst, möglichst viele taugliche Rekruten eines Jahrgangs auf der Basis von Freiwilligkeit zu gewinnen. Sie unterscheidet weiterhin Berufssoldaten, Zeitsoldaten und einfache Wehrpflichtige.

Dabei garantiert das Grundgesetz, wie angeführt, demjenigen, der aus Gewissensgründen den Dienst an der Waffe verweigert, das Recht auf Kriegsdienstverweigerung und kann einen entsprechenden zivilen Ersatzdienst verlangen. Selbst im Ernstfall, dem Verteidigungsfall, kann der Soldat Gewissensbedenken geltend machen. Die Wehr- und Soldatengesetzgebung (auf die hier nicht näher einzugehen ist) regelt für die Soldaten Rechte und Pflichten und die Grenzfälle von Gehorsam und Gehorsamsverweigerung.

Die Bundeswehr ist eine Parlamentsarmee, Angriffskriege sind ihr verwehrt und sie dient in Begründung, Einsatz und Zielsetzung dazu, die BRD und ihre Rechtsordnung zu verteidigen und ihre Bürger zu schützen. Wer Soldat wird, muss allerdings grundsätzlich bereit sein, auch mit der Waffe einen militärischen Feind unschädlich zu machen, ggf. zu töten. Das schließt die Möglichkeit mit ein, selbst getötet zu werden. Diesen nüchternen und harten Sachverhalt hat jeder Soldat zu bedenken. Niemand sollte aus Abenteuerlust oder als Technik-Freak Soldat werden. Aber von einem demokratischen Staat wie der BRD zum Militärdienst einberufen zu werden gehört zu den legitimen Pflichten gesunder junger Männer, fraglos auch für junge Christen.

Nur mit Ehrfurcht und Demut zitieren wir an dieser Stelle ein Wort des Herrn, das leider im Ersten und Zweiten Weltkrieg arg missbraucht worden ist: »Größere Liebe hat niemand als die, dass er sein Leben hingibt für seine Freunde« (Joh 15,13). Unsere Bereitschaft dazu schließt auch die aus Gewissensgründen verweigernden Brüder und Mitmenschen mit ein. Wir stellen Ersteren die Frage, ob sie es sich als Christen leisten können, den harten und nüchternen Dienst an der Waffe eher Nichtchristen zu überlassen, die sie dann schützen sollen.

Der Dienst an der Waffe kann also trotz der paradox klingenden Formulierung ein Dienst der Liebe sein, sowohl für unsere Mitmenschen allgemein wie auch für unsere verweigernden Brüder. Wir schreiben damit nicht gegen die Kriegsdienstverweigerer an, sondern wollen jungen Christen helfen, ihre Ge-

wissensentscheidung, ob sie Wehrdienst leisten oder verweigern, sorgfältig vor Gott und den Menschen zu treffen, ohne sich vom Zeitgeistnebel einhüllen zu lassen und realitätsblind zu werden.

## Zusammenfassung und Ausblick

Wer als junger Mann in diesem Land aufgewachsen ist, ausgebildet worden ist, Schule und eventuell Studium weitgehend kostenfrei genossen hat, an der einklagbaren Freiheit und Rechtssicherheit partizipiert hat, ist nach unserer Überzeugung aufgerufen und verpflichtet, sich auch im Ernstfall mit Leib und Leben zur Verteidigung dieses Landes und seiner Bürger als Soldat einzusetzen. Er leistet damit einen überlebensnotwendigen Dienst im Auftrag der legitimierten staatlichen Instanzen und im Rahmen der verfassungsgemäßen Ordnung der BRD, so wie es beamtete Richter und Polizisten ebenfalls tun (vgl. Röm 13,3–6).

Es ist im Einzelfall vielleicht möglich, den Wehrdienst im Sanitätswesen (oder im Musikkorps) abzuleisten, aber auch dort muss man im Ernstfall eine Waffe einsetzen und ist integrierter Bestandteil des Kriegsgeschehens. Das Gedankenexperiment, dass man dabei »weniger schuldig« werden könnte, überzeugt uns nicht – man kann als kämpfender Soldat, als Sanitäter und als Verweigerer schuldig werden. Es gibt nach unserem Verständnis kein schuldfreies Christenleben in dieser Welt aufgrund einer einmaligen Grundsatzentscheidung. Jeder steht oder fällt seinem Herrn und bedarf der beständigen Vergebung, was unser praktisches Leben anbelangt.

Ausgespart haben wir die Frage, ob in diesem Land auch junge Frauen Wehrdienst leisten sollten, der im Kriegsdienst münden kann. Wir sind aber der Meinung, dass für jeden gesunden Mann und für jede gesunde junge Frau (gemeint sind bei Letzterer Unverheiratete) ein soziales Pflichtjahr hilfreich sein dürfte, um angesichts des überbordenden Individualismus unserer Zeit prägende, das Leben bereichernde Sozialerfahrungen zu machen, die der Familie, dem Beruf und auch der Gemeinde zugutekommen. Auch die Gemeinde muss lernen, mit Soldaten in ihren Reihen umzugehen, dabei auch seelsorgerisch auf dem Posten sein.

Hartmut Kretzer · Mathias Lippha

Larry Osborne:

### **Erfolgreich überleben in Babylon**

**Warum es in einer gottlosen Kultur auf Hoffnung, Demut und Weisheit ankommt**

AmazonPrint on Demand 2024  
Paperback, 231 Seiten  
ISBN 979-8-87011476-7  
€ 12,70



Alistair Begg:

### **Zeitenwende**

**Mit Zuversicht in einer post-christlichen Welt leben**

Waldems (3L Verlag) 2021  
Paperback, 140 Seiten  
ISBN 978-3-944799-33-9  
€ 13,50

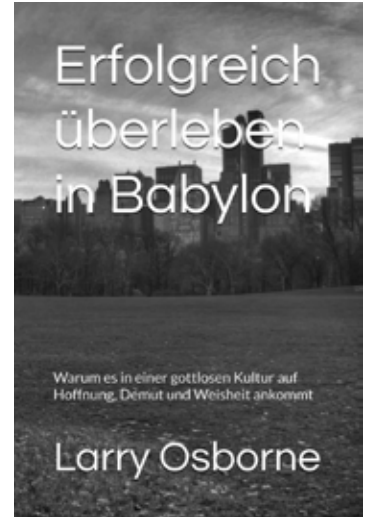
Über das Buch Daniel gibt es bereits eine ganze Reihe von systematischen und ausführlichen Auslegungen.\* Die beiden hier vorzustellenden zielen eher auf den Alltag des Christen ab. Zentrales Thema von *Erfolgreich überleben in Babylon* ist es, wie man in einer nachchristlichen, heidnischen, gottlosen Kultur überleben kann. Das Buch ist in fünf Kapitel unterteilt: 1. Daniels Geschichte, 2. Vorbereitet für den Kampf, 3. Hoffnung: Wo der Mut geboren wird, 4. Wie man sich Glaubwürdigkeit verdient, 5. Weisheit: Die Kraft einer Perspektive. Als wesentliche Themen behandelt es unter anderem, dass Panik und Verzweiflung niemals von Gott sind, inwiefern echter Optimismus gerechtfertigt ist, wie Demut wirkt und wie notwendig Respekt und Weisheit sind. Zur Verdeutlichung und Illustration ei-

niger Argumentationsmuster werden auch andere biblische Personen hinzugezogen. Der Stil grenzt in Teilen an die Umgangssprache und hat eine gewisse Nähe zum Plauderton.

Das Buch von Begg möchte ebenfalls Gläubige ermutigen, inmitten von Unrecht in den Herausforderungen der heutigen Kultur ein gottgemäßes Leben im Vertrauen auf Gott zu führen. Dabei behandelt der Autor in den einzelnen Kapiteln z. B. folgende Themen: Die eigenen roten Linien ziehen, Bleiben Sie zuversichtlich, Gott gehorchen – ungeachtet aller Konsequenzen, Sagen Sie ihre Meinung – weil Gott groß ist, Hinter die glitzernde Fassade schauen, Gut dienen, Standhaft bleiben, Fassen Sie Mut, Gott siegt und Jesus herrscht.

Beide Bücher sind gut gegliedert, leicht verständlich geschrieben, glaubensstärkend und können daher empfohlen werden. Folgendem Urteil Larry Osbornes kann man sich nur anschließen: Daniel »wusste, dass alles gut werden würde. Er wusste, dass Gott nicht nur denjenigen in der Hand hat, der zu bestimmen hat, sondern auch alles, was ihm, Daniel selbst, passierte. Und wenn Gott alles in der Hand hielt, gab es keinen Grund zur Panik – auch wenn er manchmal keine Ideen hatte, was Gott tun wollte.« »Er hat nie seine irdische Sicherheit den himmlischen Schätzen vorgezogen. Er hat nie Gottes Macht und Güte aufgrund des zeitlichen Erfolgs von Babylon beurteilt. Und er hat auf die Sünde um ihn herum konsequent mit dem auf Erlösung ausgerichteten Herzen Gottes reagiert«.

Jochen Klein



\* So z. B. die von John Lennox, Benedikt Peters und Werner Mücher; vgl. die Rezension in *Zeit & Schrift* 2/2025, S. 32ff.

Jan Philip Svetlik:

### Modernes Pharisäertum

Vom frommem Schein zu dem, was wirklich zählt

Haiger (hmaidan.media) 2025  
Hardcover, 160 Seiten  
ISBN 978-1-913232-91-7  
€ 9,90



Larry Osborne:

### Der Pharisäer in deinem Spiegel

Wie man Stolz, Exklusivitätsdenken und andere Gefahren eines übereifrigen Glaubens vermeiden kann

Lychen (Daniel) 2025  
Paperback, 250 Seiten  
ISBN 978-3-911253-06-2  
€ 13,90

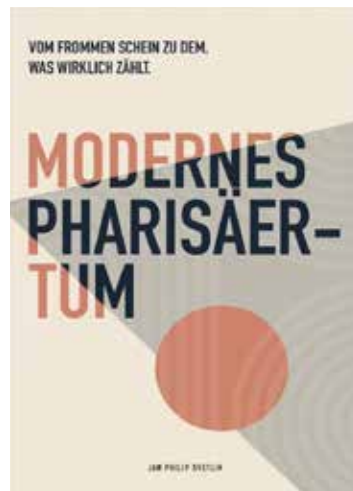
Auf die Frage, was die heutigen Hauptprobleme für Christen sind, würde einem sicher einige einfallen. Das »Pharisäersein« würde eventuell weniger dazugehören. Nach der Lektüre beider Bücher ist man anderer Meinung. Sie summieren unter diesem Begriff nämlich zentrale Gesinnungs- und Verhaltensprobleme von Christen, die zum Teil fatale Folgen haben.

Jan Philip Svetlik geht es in seinem Buch nicht um »die Pharisäer von gestern«, sondern um »ihren Geist, der heute noch lebendig ist – und den Gott entlarven möchte«. Er bemängelt, dass die Pharisäer nach außen tadellos und bestens mit der Heiligen Schrift vertraut wirkten, doch dahinter fanden sich Stolz, enge Regeln und die Suche nach menschlichem Applaus. Was als Sehnsucht nach Reinheit be-

gann, endete historisch in einem System, das Menschen ausgrenzte und den Willen Gottes verfehlte. Der Autor zeigt Problembereiche und Lösungswege auf, so z. B. harte Herzen, falsch verstandene Absonderung, falsche Prioritäten, Traditionalismus, falsche Fixierung auf Außenwirkung, auch bei mangelnder Beachtung des eigenen geistlichen Lebens. Es folgt noch ein kurzer Text zu geistlichem Missbrauch. Die Sprache und der Satzbau sind fast simpel zu nennen und die Gliederung kleinschrittig. Der Inhalt ist bedenkenwert und hilfreich.

Larry Osbornes Buch ist ebenfalls leicht lesbar, mit konkreten Beispielen angereichert und die Art der Darstellung grenzt zuweilen ans Saloppe. Auch hier haben wir eine hilfreiche Gliederung. Der Autor entfaltet systematisch die sechs häufigsten Gefahren eines übereifrigen Glaubens und zeigt, wie wir sie vermeiden können. Als sein Hauptanliegen formuliert er: »Es geht um die *Pharisäer aus Versehen* – um Menschen wie dich und mich, die trotz ihrer besten Absichten und ihrem Wunsch, Gott zu ehren, unabsichtlich eine übereifrige Art zu glauben entwickeln, die das Werk des Herrn sabotiert, obwohl wir meinen, ihm damit zu dienen.«

Im ersten Kapitel geht es um die dunkle und gefährliche Seite eines übereifrigen Glaubens, in den Kapiteln danach um Stolz und das Vergleichen, das zu Arroganz führt, dann um Exklusivitätsdenken, Gesetzlichkeit, die Idealisierung der Vergangenheit, das Streben nach Einheitlichkeit und die Projektion der eigenen Gaben auf andere. Am Ende der Kapitel finden sich Gesprächsfragen. Das besondere Ver-



dienst dieses Buches besteht darin, Mängel ausführlich klar und nachvollziehbar transparent zu machen. Dabei muss man die kürzeren Passagen, in denen der Autor den größeren Zusammenhang abrundet, und besonders das Schlusswort im Blick haben, um die eine oder andere Aussage nicht misszuverstehen.

Alles in allem handelt es sich um zwei lesenswerte, hilfreiche Bücher, die auch von weniger leseaffinen Christen gelesen werden können und sollten.

Jochen Klein

Berthold Meier, Joachim Pletsch, Angelika Rudolph, Rosemarie Wienß (Hrsg.):

## Gottes Weg zur Erlösung

Ein heilsgeschichtlicher Unterrichtsplan in 60 Lektionen

Dillenburg (CV) 2026  
Hardcover, 656 Seiten  
ISBN 978-3-86353-830-9  
€ 39,90

**M**artin Luther meint: »Wozu nützt es uns aber, die lateinische, griechische, hebräische Sprache und andere Wissenschaften zu lernen? Könnten wir doch gut auf Deutsch die Bibel und Gottes Wort lernen, das uns vollaufgenug ist zur Seligkeit!« Auf heute übertragen, können wir formulieren: Was nützt die ganze Bildung, wenn die Menschen nicht mehr die Bibel und deren Botschaft kennen? Es ist also wichtig, dass sie darüber belehrt werden – über ihr Zentrum, die Erlösung, aber auch über andere damit zusammenhängende Themen.

Das hier vorgestellte Projekt hat das biblische Heilsgeschehen zum Hauptthema. Es wurde in erster Linie konzipiert, um wesentliche Themen und bedeutsame Aspekte davon gut vermitteln zu können, ist also in erster Linie für Menschen gedacht, die anderen diese Inhalte weitergeben möchten. Der hier im Vordergrund stehende heilsgeschichtliche Ansatz möchte darüber hinaus die zentrale Bedeutung der Bibel für das persönliche Leben und Umfeld dokumentieren und auch Einblicke in deren

Inhalte und Struktur gewährleisten. Dabei steht der Aspekt des auf die Erlösung hinzielenden Handelns Gottes mit der Menschheit im Vordergrund. Das Buch erläutert auch die Größe Gottes und damit verbunden seine Forderungen an den Menschen sowie die zentrale Bedeutung von Jesus Christus und auch die ewige Dimension des Lebens. Ebenso werden in den Lektionen Grundlagen dafür gelegt, die eigene Identität als Mensch zu verstehen und die Herausforderungen des Lebens bewältigen zu können.

Das Buch beginnt mit einer längeren Einführung, in der u. a. Zielsetzung und Hintergrund des Projekts, Legitimation und Aufbau des heilsgeschichtlichen Ansatzes sowie didaktische und pädagogische Überlegungen entfaltet werden. Im Anschluss werden 37 Lektionen zum Alten Testament geboten, gegliedert nach zwei Gesichtspunkten: die Notwendigkeit der Erlösung (6 Lektionen) und die Vorbereitung der Erlösung (31 Lektionen). Zum Neuen Testament gibt es insgesamt 23 Lektionen: zur Durchführung der Erlösung (10), zur Anwendung und Erklärung der Erlösung (7) und zur Vollendung der Erlösung (6). Den beiden Teilen zum AT und NT ist jeweils zur schnellen Orientierung ein Curriculum vorangestellt. Am Ende der meisten Lektionen finden sich Material- und Literaturhinweise, am Ende des Buches ein allgemeines Literaturverzeichnis. Im Downloadbereich des Verlags werden ergänzend zu den Lektionen im Buch Vorschläge zur Durchführung im (Bibel-)Unterricht samt Grafiken, Abbildungen und Arbeitsblättern angeboten. Dieser Materialpool



soll mittel- bis langfristig ergänzt und erweitert werden.

Da die Bibel das entscheidende Dokument unseres Glaubens und ihre Botschaft die Basis für ein gelingendes Leben ist, ist es sehr zu begrüßen, dass ein so reichhaltiges Werk erscheinen konnte, das die Botschaft der Bibel in sinnvoll strukturierten Kernpunkten systematisch aufbereitet. Dies erleichtert und vereinfacht die Vermittlung und gibt einen fundierten Gesamteindruck von der Reichweite und Bedeutung der Bibel und des Heilsgeschehens. Es handelt sich um ein sehr hilfreiches Projekt sowohl für den Unterricht an (christlichen) Schulen als auch in den verschiedenen Arbeitsbereichen von Gemeinden, dem daher eine große Verbreitung zu wünschen ist.

*Jochen Klein*

# Jesus Christus, unser Blitzableiter

»Nicht noch einmal will ich den Erdboden verfluchen wegen des Menschen.« (1Mo 8,21)

Bei der größten Naturkatastrophe aller Zeiten, der Sintflut, vernichtet Gott fast die gesamte Menschheit. Warum? Weil ihr Herz böse ist, ist dieses Gericht gerecht. Gott nutzt auch Naturgewalten, um Menschen zu strafen.

Ich selbst bekam es einmal gewaltig mit der Angst zu tun, als ich auf einem Berggipfel stand und mich urplötzlich in einem Gewitter befand. Wenn man das mächtige Donnern hört, Blitze zucken sieht und sich dabei auf dem höchsten Punkt befindet, kommt die Panik. Mir drängte sich die Frage auf: »Bin ich jetzt der, den der Blitz treffen soll?« Ich fand eine kleine Höhle, dort wurden meine Gedanken zum Gipfelkreuz gelenkt. Wie viele Blitze es wohl schon abbekommen hat? Ein schöner Gedanke überkam mich: »Ich bin geschützt, und das Kreuz wird getroffen.«

Als Gott sagt, dass er die Erde nicht mehr verfluchen will, bedeutet es für ihn, dass er einen Ausweg kennt. Deshalb richtet Gott das Gericht und den Fluch gegen seinen geliebten Sohn. Somit hat »Christus uns freigekauft, indem er an unserer Stelle den Fluch auf sich nahm, denn es steht geschrieben: »Wer am Kreuz hängt, ist verflucht.«« (Gal 3,13 NeÜ)

So oft hört man Menschen sich selbst verfluchen. Das könnte heute eine gute Gelegenheit sein, einem Menschen von Jesus Christus zu erzählen, der den Fluch Gottes auf sich nahm.

**Johannes Böhm**

(aus: *glauben.leben* 2026,  
Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg)